

Anselm Ruest

MAX STIRNER

Vorworte und Artikel (1900-1924)



Verlag Max-Stirner-Archiv Leipzig
Herausgeber: Kurt W. Fleming

Stirneriana 3

Inhalt

Max Stirners Entwicklung	5
Max Stirner. Zum 50. Todestage.	8
Der letzte Junghegelianer	10
Max Stirner	15
Individualismus	18
Einleitung zum „Stirner-Brevier.“	21
Stirner und Nietzsche	24
Zur Geschichte des Individualismus	25
Stirner und idealistische Philosophie	27
Die Humanen und Stirners <i>festere</i> Sittlichkeit	30
Biographische und erläuternde Einführung	34
Falscher und wahrer Individualismus	45
<i>Anhang</i>	50
Max Stirner und das Humanitätsideal	50
Ueber Individualismus	53
Hebbel und Stirner	57

Ruest, Anselm:

Max Stirner. Vorworte und Artikel (1900-1924); 3. Auflage

Herausgeber: Kurt W. Fleming, Verlag Max-Stirner-Archiv, Leipzig 2000
(STIRNERIANA. Sonderreihe der Zeitschrift „DER EINZIGE“ – Nr. 3)

ISBN 978-3-933287-39-7

Max Stirners Entwicklung.

Nach kleineren Aufsätzen vor dem „Einzigem und sein Eigentum“.

Drei Jahre vor seinem Hauptwerk ist Stirner, soviel wir wissen, zum ersten Mal an die Öffentlichkeit getreten, und zwar als Mitarbeiter der „Rheinischen Zeitung“. Da er jedoch sein Pseudonym vielfach veränderte, und überdies seine Chiffre nicht feststeht, so mag außer den von J. H. Mackay in einem Bändchen „Kleinere Schriften etc.“ (Berlin, 1898) gesammelten Aufsätzen noch manches Stirnersche in der Welt verstreut liegen – vergessen bis zum jüngsten Tage. Es sind im ganzen fünf, an die wir uns halten können, von denen uns hier jedoch nur die ersten vier zu beschäftigen haben; der letzte, eine Rezension den Eugen Sueschen „Mysterien von Paris“, steht fraglos schon vollständig auf dem Boden des „Einzigem“, ist vielleicht auch erst nach ihm entstanden.

Stirner und Nietzsche haben beide ihre Laufbahn mit einem pädagogischen Thema begonnen; man braucht hierbei weder an Einwirkung noch an Zufall zu denken. Zunächst – dies betrifft mehr das Aeußerliche – waren beide Philologen; dann aber muß man sich klar werden, in welchem inneren Zusammenhang gerade die Pädagogik mit dem Individualismus steht. Stirner und Nietzsche, beide waren nicht laue Interpretatoren, die am Bestehenden ausbesserten und flickten; beiden schwebte vielmehr ein absolut Neues, eine in der Welt verjüngte Welt vor Augen. Das Kinderland – kommende Generationen! Darum würde man auch sehr irren, wenn man bei Stirner (implicite Nietzsche) so etwas wie Schulstubenpädagogik oder gar unausgeführte Stundenpläne suchen wollte; und doch tragen wir keine Scheu, zu erklären, daß diese mehr aphoristisch gehaltene Erziehungslehre, die es auf des Menschen ganzes Wesen absieht, und deren erstes herrliches Beispiel in Jean Pauls „Levana“ vorliegt, überhaupt einmal an die Stelle aller nach Fächern und Schubkästen geordneten „Systeme“ treten müßte. „Das unwahre Prinzip unserer Erziehung oder der Humanismus und Realismus“ knüpft an die Schrift eines Schulmannes¹ an, der den damals*) brennend gewordenen Streit zwischen humanistischer und Realbildung durch einen neuen Vermittlungsversuch, wie deren schon Dutzende vorlagen, aus der Welt zu schaffen dachte. Das „unwahre Prinzip“ sagt sogleich alles; elende Ausflucht diese Konkordate! Und schon sehen wir Stirner davor, das Fundament der gesamten modernen Erziehung überhaupt ernstlich in Frage zu stellen. Zu spät! In Einzelheiten nachpfuschen zu wollen, wo der innerste Kern doch krank! „Bildet man unsere Anlage, Schöpfer zu werden, gewissenhaft aus, oder behandelt man uns nur als Geschöpfe, deren Natur bloß eine Dressur zuläßt?“ Und schon die ersten Sätze bringen das universale Ziel, das ihm vor Augen schwebt, und das kleinlicher Krämergeist über kindischen Nebensachen fortwährend vergißt. „Sei jeder vollendet in sich,“ so wird eure Gemeinschaft, euer soziales Leben auch vollendet sein. Jean Paulsche Weisheit, Prinzip der Individualität: was macht man mit den verkrümmten, verborgenen, verballhornten *Erwachsenen*, wenn man es auf Verballhornung vom ersten Tage der Bildsamkeit abgesehen hat? Das Uebel muß an der Wurzel gepackt, an der Quelle verstopft werden. Der Humanismus hat uns mit leerem Formelkram gespeist, der Realerziehung („Realismus“) gab „Stoff“ ohne jegliche Durchdringung, nur mit der Anweisung, sich ihm zu akkomodieren, sich in *ihn* zu schicken. Beides führt nur zur Macht über das Zeitliche. Ewig ist nur der Geist, welcher *sich* erfaßt.“

Hier hätte der „Einzigem“ statt „Geist“ die Persönlichkeit, das individuelle Ich betont. Aber Stirner steht hier anscheinend wirklich noch im Dienst von Idealen, den er später so heftig abgelehnt hat. „Danach ist ja doch alles zu beurteilen, ob es sich zu der Idee bekennt, welche die Zeit als ihr Teuerstes errungen hat, oder ob es hinter ihr einen stationären Platz einnimmt.“ Aber der Aufsatz ist darum so wichtig, weil wir gerade durch ihn auch deutlich die Brücke erkennen, auf welcher Stirner von der Geist- und Willenbetonung gelangt. Das Wissen, sagt er, hat uns betrachtet als unfruchtbarer Ballast; darum muß es jetzt sterben, um als „Wille“ aufzuerstehen: aber sterben heißt eben nicht „absolut verschwinden“. Echt naturalistisch wünscht er bereits, das Wissen möge wieder „einfacher, menschlicher Trieb werden“; aber eben diese Sehnsucht trägt

doch noch echt Hegelsche Fassung: die vorhergehende Stufe, indem sie „aufgehoben“ wird, verschwindet nicht etwa, sie verharrt vielmehr auch im aufgehobenen Zustande. „Nicht der Wille ist von Hause aus das Rechte, wie uns die Praktischen gern versichern möchten, nicht überspringen darf man das Wissen wollen, um gleich im Willen zu stehen, sondern das Wissen vollendet sich selbst zum Willen, wenn es sich entsinnlicht und als Geist, der „sich den Körper baut,“ sich selbst erschafft.“ Der „Einzig“ dagegen ist schon eher geneigt, den „persönlichen oder freien“ Menschen, der hier noch als Ziel einer letzten Entwicklung erscheint. In der einfachen Besinnung auf sich selbst, auf die ursprüngliche Natur, für jederzeit vollendet anzusehen, wer jedoch den tieferen Motiven des Stirnerschen Denkens nachgeht, wird jedoch dort noch in der Stelle, wo er jauchzend eine jahrelange Last abschüttelt, die nur „aufgehobene Stufe“ in aller F[...] wiederfinden.

Der zweite Aufsatz bringt, ähnlich wie beim Thema der Pädagogik, lediglich die allgemeineren Gesichtspunkte auch für die Fragen der „Kunst und Religion“; nicht von einer bestimmten Religion (wie im „Einzig“), von keinem einzelnen ästhetischen Gesetz ist die Rede: aber wichtig ist es für uns, zum ersten Mal den Einfluß Feuerbachs zu spüren. Ihm folgt Stirner offenbar, wenn er die Religion als Entzweiung des Menschen mit sich selbst auffaßt; und diese Entzweiung gerade sollte bald das ganze große Thema seines Buches werden. Warum entzweit sich der Mensch mit sich selbst? – diese im Grunde törichte Frage beginnt also schon hier Stirner zu quälen. Die erste „Torheit“ begeht eigentlich die Kunst: sie ist es, die die Objekte aus sich herausstellt, welche man Ideale nennt, und zu denen der Künstler selbst schon sich anbetend verhält. Aber der Kunst ihr Schaffen, ihre Gestalten verbieten? Sie schaltet bei alledem noch souverän genug, denn sie ist es ja, die ihre Ideale auch wieder zurücknimmt und zerstört, sie hat nicht bloß die sittliche Tragödie, sie auch hat die satirische Komödie. Aber wer ist der eigentliche Anbeter der vom Künstler geschaffenen Ideale? Das ist der Religiöse, antwortet Stirner, die Religion erst erhebt das Ideal zu ihrem Gott und erweist ihm sklavische Verehrung. Ja, es ist das ihr innerstes Wesen, denn wagte es die Religion einmal, ähnlich wie die Kunst, mit ihrem Ideal eins zu werden, so verschwände sie überhaupt. Sapiienti sat: im „Einzig“ hebt Stirner das Außerindividuelle als Ideal auf, und so verschwindet die Religion. Schon hier findet sich lediglich die abstrakt begriffliche Fassung des religiösen Gefühls und keine Spur eines geschichtlichen Verständnisses dafür – wie es jedoch dem ganzen Zeitalter abhanden ging.

Die nächste Schrift enthält weniger Eigenes als eine Reihe von Zitaten aus einem Werk, das Stirner rezensiert; immerhin sagt uns gleich der erste Standpunkt, den er einnehmen will, schon genug, und die Auswahl der angeführten Stellen ist auch nicht wenig charakteristisch. Es handelt sich um die „Königsberger Skizzen“ von Karl Rosenkranz, den aus der Geschichte der Philosophie bekannten Hegelianer.

Sogleich sagt es Stirner, daß er eine gewisse Zurückhaltung absichtlich sich auferlege; denn der konservative Althegeleaner gehöre nicht mehr zu den „Vordermännern der Zeit“ und dürfe billig von modernsten Gesichtspunkten aus nicht beurteilt werden. So fühlt also Stirner bewußt genug sich schon als Kind eines neuen, mit Sturmflügeln herandrängenden Geistes; prophetisch spricht er „von einem Bruch“, der durch seine Tage gegangen sei.“ Welches sollen aber die neuen Ufer sein, die aus den Nebeln der Zukunft hervorwinken? Einmal bricht es schon durch, kommt der Antichrist, der auf so vielen Seiten seines „Einzig“ noch das Wort ergreifen soll, bereits zum Vorschein. Rosenkranz meint einmal, man müsse doch eine „festere Christlichkeit“ besitzen, um auch wirklich praktisch zu betätigen, was man als Idee natürlich nur gut und edel heißen werde, nämlich „den Juden die Kreuzigung Christi zu vergeben.“ Ob denn dazu wirklich durchaus der „festere Christ“ gehöre, ob es nicht vielmehr einfach menschlich sei, fragt Stirner. „So entrückt man das einfach Menschliche von seinem Boden, um es in den christlichen Himmel zu verpflanzen.“ Dieses Beispiel zeigt ihm aber deutlich, wie hohl es überhaupt mit dieser ganzen Phrase der Humanität bestellt sei, dieser vielberühmten Toleranz, die immer auf

des Messers Schneide stehe, in ihr finsterstes Gegenteil umzuschlagen. Und so nähert er sich dem Momente, wo er auch für das Lessingsche Ideal, die bloße „Duldung“ – wie entwürdigend! – etwas Besseres an die Stelle zu setzen hofft: den ganzen, ungeteilten, nicht mehr zwiespältigen Menschen, der auch die anderen nimmt, wie sie sind, und nicht, wie sie sein sollen. Er erkennt, sagt er, daß den Verfasser die Humanität wohl schon „leitet“: „aber sie ist nicht in ihm persönlich geworden, nicht die Idee, die sich zur Welt seines Selbstes ausbaute, sie ist nicht sein allein[ig]es Selbstbewußtsein, sein volles Ich.“ – – Es sind Worte, die schon im „Einzigen“ stehen könnten.

Endlich im vierten Aufsatz, dem letzten, den es hier heranzuziehen gilt, wird das Prinzip der Humanität als Grundlage einer Staatsform – der liberalen – einer Kritik unterworfen, so daß nunmehr auch bereits das Thema der durch äußere Gesetze beschränkten individuellen Freiheit anklingt. „Einiges Vorläufige vom Liebesstaat“ will es bringen – der „Einzige“, in dem gezeigt ist, daß jede Staatsform die Entfaltung der freien Persönlichkeit hemmen müsse, hat wohl das Uebrige gebracht. Die höchsten uns bis jetzt bekannten Staatsformen hat christliche Liebe geschaffen: so bleibt denn einmal zu untersuchen, ob diese so oft schon Siegerin gebliebene christliche Liebe allein ihrem Werte nach auch immer siegen müsse. Stirner stellt ihr die Freiheit gegenüber. Worin besteht denn der Wert des Menschen, wenn nicht in der Selbstbestimmung, das heißt „darin, daß nicht eine Sache oder eine andere Person ihn bestimmen, sondern er selbst der Schöpfer seiner selbst, mithin Schöpfer und Geschöpf in einem sei?“ Entspricht solchem Ideal etwa die Liebe? Gewiß sucht auch der Liebende sich selbst, aber er sucht sich – im anderen, nicht, wo er einzig gefunden werden kann, in sich selbst. Liebe ist zwar, das soll zugegeben werden, die schönste Unterdrückung meiner selbst – aber eben doch Unterdrückung. Oder denkt Stirner vielleicht bei der Selbstbestimmung an die Selbstsucht? Diese verstößt gegen das Ideal nach der anderen Seite, ist die Antwort. Die „Sucht“ sucht überhaupt gar nicht mehr sich selbst, sie sucht das andere, das Ding, das Dingliche; so steht sie, die Selbstsucht, hinter der Liebe zurück, denn diese sucht wenigstens noch sich selbst, wenn auch am falschen Orte. Aber gegen die Freiheit steht nun doch auch die Liebe wieder zurück. Was der Selbstsüchtige blind opfert, sein Selbst, das verlangt, das fordert sie zuweilen als Opfer, „Menschenopfer unerhört!“ Meinen freien Willen, der mich erst zum Menschen macht – ihn will die Liebe mir rauben, mich willenlos machen!

„Die Freiheit ist mehr denn die Liebe“ – so endigt hier Stirner. „Was aber ist noch besser als die Freiheit?“

Wie aber – wenn gar von keinem „Suchen“, keinem Werte, keiner Bestimmung, keinem Erstzum-Menschen-Gemachtwerden die Rede ist? Wenn mein Ich ist, wie es leibt und lebt, wenn es sich weder suchen noch finden, weder verlieren noch aufgeben kann? Noch wird der Selbstsüchtige hier hintangestellt, nur darum, weil er Geschöpf der Natur sei, „Kreatur, die sich nicht sucht noch findet.“ Wer sagt mir aber, daß Kreatur sein so verächtlich ist? Wo ist der Maßstab für frei und unfrei? Für Gut und Böse?

Mit diesen Fragen pochen wir schon an die Tür des „Einzigen und sein Eigentum“ .

*) Ende der dreißiger, Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. 1835 wurde von Spilleke die Berliner Realschule begründet; Stirners Aufsatz ist aus dem Jahre 1842.

¹ Theodor Heinsius: *Konkordat* zwischen Schule und Leben oder Vermittlung des Humanismus und Realismus, aus nationalem Standpunkte betrachtet. Berlin 1842.

Quelle: Der Zeitgeist. Beiblatt zum „Berliner Tageblatt“. Nr. 26 vom 25. Juni 1900.

Mit freundlicher Genehmigung des Anselm Ruest Archivs Hartmut Geerken. D. H.

* * *

Max Stirner. Zum 50. Todestage.

„Max Stirner gehört zu denjenigen Geistern, die für eine Generation schreiben, welche geboren wird, nachdem sie selbst gestorben und vergessen sind. Gott Fatum gebraucht sie als Werkzeug für jene anachronistischen Schelmenstücke, die er zu allen Zeiten geliebt hat. Die Saite, in der ihr Wesen vibriert, ist nicht über denselben Geigensteg gespannt, wie alle übrigen Saiten der Zeit, und kann nicht mit ihnen zusammenklingen zur allgemeinen Mitweltmelodie; und ihr Resonanzboden liegt in Geschlechtern, die noch im Ungeborenen und Ungestalteten schlummern. Einsam gehen sie durchs Leben und verschwinden, als ob sie nie gewesen wären, ungehört, ungeschaut, nie befriedigt in dem, was ihr innerstes Ich war, häufig mißhandelt und verkommen, – verdorben, gestorben, unbekannt im Leben und nach ihrem Tode. Und kommt endlich die rechte Generation, so setzt sie ihnen aus zusammengeläppertem Geld einen Stein aufs Grab und eine Inschrift ans Haus, wo sie lebten, arbeiteten und litten, und ihr Name und Werk feiert das fröhliche Fest der Auferstehung.“

So schrieb Ola Hansson im Jahre 1894, bevor die Biographie Stirners von Mackay erschienen war, in der Einleitung zu seiner Studie über den „Einzigsten und sein Eigentum“. Die Melodie ist zu oft gehört worden, um nicht in einigen Untertönen wenigstens ein paar kleine falsche Noten anklingen zu lassen. Das Aeussere stimmt: erst mit Nietzsche, dessen Name seit den neunziger Jahren in aller Munde war, ist auch der Max Stirners, und zwar in genauester und instinktiv rechtmäßigster Proportion aufgetaucht. Die Geschichte der Philosophie empfand schon immer das Unbehagen, ihn an die letzten der Junghegelianer anhängen zu müssen; jetzt hatte er das Genie, zu dem er paßte, dessen Weltanschauung er in großen Grundzügen bereits antizipiert hatte. Bleibt noch die Frage, wie Stirner selbst sich inmitten seiner Zeit empfunden hat. (Wie schauerlich Nietzsche an seiner Vereinsamung gelitten hat, ist ja bekannt.) Und da müssen wir sagen: wahrhaft individualistisch-heiter; denn Individualismus und Heiterkeit, Egoismus und Lebensbejahung, sie sind im Grunde einerlei, und nur wer zusammenzuckt bei der Wunde des Nächsten, wem die Schmerzen der Menschheit den eigenen Schlaf rauben, der geht unter die Fischer von Galiläa und predigt – das selige Leben! Man kann mit Recht fragen, warum wurde Nietzsche, dieser Philosoph mit dem herzbrechenden Lachen, ein Prophet dieses Lachens? Er stand viel, viel näher bei Christus als bei Macchiavelli.

Ganz anders bei Stirner. Die Konfliktlosigkeit dieses stärksten aller Individualisten ist beinahe beängstigend; und sicherlich, wie wohl schon hier gesagt werden kann, zuletzt auf Kosten der Tiefe. Zwar steht sogleich bei der ersten Betrachtung ein großes Geheimnis dieses Lebens vor uns: nämlich dieses Leben selbst. Es war und blieb eigentlich bis auf den heutigen Tag verschollen, blieb es im Grunde auch trotz der außerordentlichsten Bemühungen seines Biographen in den neunziger Jahren, die vornehmlich gerade *das* zutage förderten: wie außerordentlich dunkel dieses Leben bleiben wird! Und dennoch: wer gelesen hat, daß man beinahe dreißig Jahre kein Sterbenswörtchen aus dem Munde des Menschen selber vernimmt, daß er nur ein einziges Jahrzehnt seines Lebens in einem politisch und sozial sehr bewegten Kreise – dem Hippelschen Kreis der „Freien“ – verkehrt, ohne doch vor irgend jemand den Gedanken seines Buches zu äußern, daß er von da an wie ein Verschollener schon unter den Lebenden umgeht, daß alle Bilder von ihm verloren sind, sein Nachlaß durch einen Zufall in alle Winde verweht wird – der könnte denn doch zuletzt an eine grausige und erschütternde Tragik dieses Lebens denken. Nicht Tragik, dazu war zuviel souveräner Ironie in dem Mann. Der Mann war nicht bloß Philosoph, er war auch ein Stückchen Nationalökonom; und er war nicht bloß Verfasser des „Einzigsten und sein Eigentum“, er war auch einmal Projektneur eines großen kaufmännischen Unternehmens, alias – Milchhändler. Doch wollen wir nur gleich hinzusetzen, um jeden Mißverständnis zuvorzukommen, daß er ein sehr schlechter Milchhändler gewesen ist.

Ein scheuer, nervöser Idealist als Jüngling; man lese nur gleich das erste Kapitel über die

menschlichen Lebensalter: die Gedanken wuchsen ihm über den Kopf, wie Fieberphantasien umschwebten und erschütterten sie ihn, „eine schauervolle Macht“. Das aber hatte einmal sein Ende, als diese Seele sich tief genug in sich selbst verwickelt hatte, als sie an die Wände ihres Schneckenhauses stieß – und siehe, sie waren hart. Da brach einmal die Kraft der Verzweiflung alle Hüllen und Schalen der Kerkertruhe – und von nun an: keine Verzweiflung mehr! Die Seele stand im scharfen, frischen Luftzug, und sie atmete tief. Heiterkeit, Verkehr, Umgang, Ausflüge in die Berliner Umgebung, vertrauliche Silvesterfeiern; die Macht des zu tiefen Denkens war gebrochen. Ich bin, was ich bin, wie immer ich auch bin; und im übrigen bleibe ich mein eigen, wieviel ihr ändern davon sehen mögt, oder auch nicht. Jonischer, wolkenreicher Himmel! Ataraxie! – Stirner schildert ihn selbst, den Uebergang vom denkenden Menschen, in dem das Wissen nicht überhaupt *stirbt*, zur natürlichen Frische des wollenden, wieder naiven Menschen:

„Ein Ruck tut mir die Dienste des sorglichsten Denkens, ein Recken der Glieder schüttelt die Qual der Gedanken ab, ein Aufspringen schleudert den Alp der religiösen Welt von der Brust, ein aufjauchzendes Juchhe wirft jahrelange Lasten ab. Aber die ungeheuere Bedeutung des gedankenlosen Jauchzens konnte in der langen Nacht des Denkens und Glaubens nicht erkannt werden.“

Darum ist das Wissen, wie wir sagten, keineswegs tot; er fühlt es selbst, daß aus dem gedankenlosen Jauchzen sehr bald wieder ein „kritisches Juchhe“ werde. Immer wenn sich auch das kritische Juchhe dann meldete, schrieb Stirner an seinem Werk, dem einzigen seines Lebens, und so wurde es selbst nichts anderes als der etwas erweiterte Ausdruck dieses „kritischen Juchhe“. Freilich diese Kritik: da scheint sich der jonische Himmel oft genug zu verfinstern, da wollen Gewitter der Leidenschaften heraufziehen, da hört man tief unterirdisch das dumpfe Beben der Empörung, und zuckt endlich der gräßliche Blitz des Verbrechens. „Eine Revolution kehrt nicht wieder, aber ein gewaltiges, rücksichtsloses, schamloses, gewissenloses, stolzes Verbrechen – grollt es nicht in fernen Donnern und siehst du nicht, wie der Himmel ahnungsvoll schweigt und sich trübt?“ – Gemach, der Mann, der so spricht, ist gar nicht für das Verbrechen, er hat nur logisch klar machen wollen, daß in einem einzigen Verbrecher sich mehr Individualität äußere, als in hundert Maschinentreibern oder Ofensetzern; darum mag dein eigenes Ich nur sein, was es sein *wolle*, Stirner ist der letzte, dir Vorschriften zu machen. Die großen Perspektiven allein sind es, die ihn locken; warum heißt der Mann, der deine Schuhe nimmt, weil er sie brauchen kann, verächtlich ein Dieb, und warum heißt Napoleon, der ganz Europa, weil es ihm gefällt, in die Tasche steckt, nicht Dieb, sondern – Genie? Wahrlich, die Weltgeschichte im Großen ist gerechter, als die Menschengeschichte im Kleinen; nun, warum bemüht sich denn der einzelne nicht, Weltgeschichte zu sein? Das sieht so aus, als handle sie lediglich von Staaten, Nationen, Völkern; aber sind Staaten, Nationen, Völker denn *nicht* Menschen? Sind es *nicht* Iche? Als geheiligte Begriffe, und überhaupt als Begriffe freilich nicht; aber das *ist* es ja gerade, daß man nicht einsehen will, wie wahrhaft wirklich nur das Individuelle lebt, daß man von je unwirkliche Begriffe zu seinen Göttern gemacht hat, daß der einzelne sich vor dem Heiligsten, den ihres subjektiven Ursprungs beraubten „Wahrheiten“ demütigt! Auf dem Punkte aber, wo der singulare, der individuelle Mensch sich seiner absoluten Einzigkeit, seines Nichteinmalvorhandenseins wieder erinnert und fortan als bewußtes Ich lebt – da verläßt ihn Stirner; das Positive ist seine eigene Sache, denn es ist eo ipso sein – „Eigentum“. Der Egoist ist ihm nichts anderes als Eigner seines Natürlich-Eigenen; die meisten werfen sich ja weg, verschwenden sich, vergessen sich, leben nur halb bewußt! „Werdet Bewußte!“ das ist Stirners ganze Lehre.

Eine schwere Lehre: denn wer, was bin ich? Stirner steckt im Bann der ganzen neueren Philosophie, welche glaubt, sich selbst erkenne man leichter als alles übrige. Er dachte ferner über das griechische „γνομη σεαυτον“ hinauszukommen, indem er den „Selbstgenuß“ anhängte und unlogisch genug – aber doch echt griechisch – den Genuß mit dem Erkennen verwechselte. Wenn nun aber das Ich, das einzelne einzige Ich, das Ich, das immer so gut ist, als es sein *kann* – *nicht* zu dieser Art Genuß seiner selbst kommt?

Stirner hat es zuletzt absolviert; und hier bricht allerdings auch bei ihm der fatalistische Zug durch. „Zuletzt muß man sich alles aus dem Kopf zu schlagen wissen ...“ Und die Spitze seiner Weltanschauung krönt darum – zum überhaupt erstmalig in solcher Uneingeschränktheit! – das Evangelium von Weder-gut-noch-böse; wir sind allzumal vollkommen. „Nenne die Menschen nicht Sünder – so sind sie’s nicht!“

Es trennen ihn noch Welten von Nietzsche; hier ist der Ort nicht, sie vorzuführen. Aber die Hauptsache ist doch wohl diese, daß man nicht notwendig mit solcher Weltanschauung in der Brust der „Unzeitgemäße“ wird, als welcher von fern gesehen – mitten in der Zeit von 48 – auch Stirner erscheinen könnte, und der Nietzsche ja tatsächlich gewesen ist. Stirner gebührt vor allem das gewaltige Verdienst, gezeigt zu haben, wie man bei sich selber, wie man Souverän zu bleiben vermag auch in der äußerlichen Abhängigkeit von den scheinbar mächtigsten Welt- und Schicksalsverhältnissen.

Eine weitere Ruhe lag über seinem Wesen – die Heiterkeit des griechischen Weisen, des jonischen Himmels; solche Menschen sind aber zu Wirkungen überhaupt nicht geschaffen, wären sie es – ihr Optimismus würde leicht mißverstanden werden und sich unfehlbar in jenen oberflächlichen „ruchlosen“ wandeln, vor dem Schopenhauer so warnte. Vor diesem Geschick ist er denn bewahrt worden. Sein Gedanke durfte heiter bleiben – bis sich sein Christus fand, der Märtyrer derselben Idee: Nietzsche. Da erst wurde die Welt aufmerksam, als es ans Sterben ging. Aber schon Stirner hatte geweissagt: „Nur die Philosophen können sterben und finden im Tode ihr eigentliches Selbst; ... sie stehen vor dem flammenden Feuer und müssen, wie der sterbende Heros, ihre irdische Hülle verbrennen, wenn der unvergängliche Geist frei werden soll ... Alles Große muß zu sterben wissen ...“

Quelle: Das Leben. Illustrierte Wochenschrift. Juni, 1906. (Modern-Populärer Verlag) Berlin, pp. 584-586.

Der letzte Junghegelianer.

Zum hundertsten Geburtstag Max Stirners.

(geb. 25. Okt. 1806).

Das Bild *Max Stirners*, der eigentlich *Johann Kaspar Schmidt* hieß und in Bayreuth vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, hat sich für die Heutigen wesentlich verschoben. In dieser *einen* Beziehung mag man vielleicht bedauern, daß die einzige Biographie, die wir über den Philosophen besitzen, die von John Henry Mackay erst in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts geschriebene, einen Begeisterten, einen Apostel der Idee zum Verfasser hat: ein stilles, geräuschlos verschlossenes Denkerleben ist hierdurch leicht in den Mittelpunkt aggressiver oder apologetischer Tendenzen gerückt worden. So viel mußte ja doch für den Forscher von vornherein feststehen: wenn drei Jahrzehnte über das Grab eines Schriftstellers bereits so viel Vergessenheit und undurchdringliches Dunkel wie über eine ferne mittelalterliche Vergangenheit breiten konnten, wenn kein einziges autobiographisches Sterbenswörtlein, kein Tagebuch, kein Bekenntnis, kein Brief beinahe von ihm verlautet, so haben wir es zweifellos mit einer schon bei Lebzeiten vorwiegend unpersönlichen Natur zu tun, die aus einer Welt der Ideen in eine Welt realer Kämpfe zu übersetzen nicht ohne weiteres möglich ist. Bleibt freilich die so „unverkennbar“ aufreizende und revolutionäre Sprache seines einzigen Werkes, bleibt – „der Einzige und sein Eigentum“!

Unser Zeit zeigt sich ja im ganzen dem Glauben an die Macht von Ideen wieder zugänglicher; feine geistige Vorgänge, subtile psychische Unterströmungen auf dem Grund tief einschneidender Lebensvorgänge, ja weltgeschichtlicher Entwicklungen walten zu sehen, das liebt unsere Generation, das interessiert und fesselt sie z. B. am Ibsenschen Drama selbst da noch, wo die eigentlich dichterische und theatralische Kraft zu vermissen ist. Ich weiß aber nicht, ob dieser Geistglaube, der übrigens immer nur einer kleinen Gemeinde zum Element werden kann, um dann

allerdings wie jeder Idealismus intensivste Wirkungen auszuüben, eine Ahnung von demjenigen vermittelt, was vor hundert Jahren beinahe wie eine allgemeine Atmosphäre war. Damals lebte und webte die Tradition der deutschen Philosophie noch gleichsam in allen Dingen; der erste große deutsche Metaphysiker, Leibniz, hatte die Wirklichkeit in Geist, in Vorstellung aufgelöst, und eineinhalb Jahrhunderte kannte man in Deutschland beinahe nichts als idealistische Philosophie. Als nun gar der große Kant dieses unausbleibliche Geistgepräge der Wirklichkeit in den Organisationsverhältnissen der menschlichen Vernunft begründet sein ließ, da war man weit davon entfernt, darüber resigniert oder gar traurig zu sein! Im Gegenteil, da erst begann jenes trunkene Schweigen, jenes vollständige Leben und Aufgehen in einer Welt, der unser Geist die Gesetze vorschreibt, und die, ihrerseits ohnmächtig, mit ihren tausend Nichtigkeiten und zerbrechlichen Realien das menschliche Schicksal zu bestimmen, durch *uns* erst Sinn und Begriffsfülle erhält! „Das“ Denken, „der“ Geist, „die“ Idee – alle diese Abstrakta wie lebende, wirkliche, animalische Größen genommen, wie Persönlichkeiten beinahe, das ist die Atmosphäre, die Stirners Wiege umhüllt! Fast deutlich, sinnenfällig und konkret glaubte man den Geist nahe, der alles durchdringt – nicht bloß den Erlesensten fühlbar, o nein, der Masse, die noch nie, wie in jener Zeit, gleichsam hypnotisiert, den schwersten und kompliziertesten Gedanken so zugänglich war. Und Hegel? Unter dem Kanonengebrüll der Schlacht von Jena schreibt er begeistert an seiner „Phänomenologie des Geistes“, berauscht ein Einsamer sich am Schäumen seiner Unendlichkeit! Weiß man, was es bedeutet? Man denke sich etwas Aehnliches in dem Jahr, da die Kanonen um Port Arthur donnerten, und viele tausend Meilen entfernt sich ein Knäuel von Menschen um jedes gefälschte Telegramm balgte. Bayreuth war zur Zeit, als Stirner dort seine Jugend verlebte, eine Hochburg des Hegelianismus; sein Direktor, Georg Andreas Gabler, wurde später sogar der Nachfolger Hegels an der Berliner Universität. Und wenn ich mir nun auch alle die Apostaten ansehe, die zu Hegels Füßen gesessen haben, Karl Marx, den Kommunisten, Ludwig Feuerbach, den Atheisten, Bruno Bauer, den Bibelkritiker – ich kann mir nicht helfen, ich finde bei ihnen allen im Mittelpunkt zunächst die Liebe zur Idee und erst dann das Uebrige ... Und so bei Max Stirner, dem erst unsere ethisierende Zeit den Namen des Anarchisten gegeben hat.

Unserer Ideenwelt merkt man, möchte ich sagen, den Spezialcharakter der heutigen Wissenschaft, insbesondere aber auch die naturwissenschaftlich notwendig gewordene Unterscheidung einer Menge neuer Elemente, Materien, überall an; so hat auch „der“ Geist, „das“ Denken gleichsam seine Suggestionskraft verloren. Nicht „die Idee“ wirkt mehr in ihrer Allgemeinheit, es wirkt noch eine Menge Schlag- und Stichwörter, ausgegebene Parolen gleichsam. In den 90er Jahren wird Stirner, der lange Vergessene und Verschollene – niemand, wie gesagt, hat so wenig wie er dafür gesorgt, das Gedächtnis der Mit- und Nachwelt zu unterstützen! –, wieder erweckt und dringt zugleich mit Nietzsches Namen ins allgemeine Bewußtsein, und sogleich ist er auch gestempelt: als Anarchist, Atheist und Egoist nämlich! Das sind Dinge, Begriff, an die man sich halten kann und die einer jungen gärenden Generation noch zu allen Zeiten imponiert haben, weil darin das Temperament und die Seelenstimmung der Jugend selbst zu schlummern scheinen.

Aber Stirner seinerseits weiß gar nichts von überschäumender Jugendseligkeit, er ist ein reifer Mann, da er sein einziges Buch schreibt, und eine „qualvolle Nacht des Denkens“ ist bei ihm selbst vorangegangen; nicht überspringen dürfe man das Wissen-wollen, nicht der Wille, der *ungeläuterte*, sei von Haus aus das Rechte, und die blinden Freiheitsinstinkte, wie hat er sie verhöhnt! Und man lese seine Schilderung der Lebensalter, lese vor allem die Schilderung des Jünglings, und man frage sich – *wen* Stirner da einzig vor Augen gehabt haben könne! „Alles „Irdische“ weicht unter diesem hohen Standpunkte in verächtliche Ferne zurück: denn der Standpunkt ist der – himmlische“ ... „Den *reinen Gedanken* zutage zu fördern oder ihm anzuhängen, das ist Jugendlust, und alle Lichtgestalten der Gedankenwelt, wie Wahrheit, Freiheit, Menschentum erleuchten und begeistern die jugendliche Seele.“ Und endlich spricht er von den

Gedanken, die ihm früher über den Kopf wuchsen: „wie Fieberphantasien umschwebten und erschütterten sie mich, eine schauervolle Macht.“

Ein tiefer, schmerzlicher Skeptiker ist also Stirner erst *geworden*; und er, den man am liebsten heute in einen festen Begriff einschnüren möchte, er hat sich auf vierhundert Seiten dagegen gewehrt, sein „Ich“ und so irgendwelche Individualität in Worte zu fassen, weil jedes Sein unvergleichlich sei und „die Sprache immer schon ein ganzes Heer von fixen Ideen gegen uns zu Felde führe“. Nun also wissen wir's, woher seine Skepsis stammt, und die Geschichte der Philosophie belehrt uns auch, daß das keineswegs eine so leichtfertige ist, daß sie vielmehr immer wieder dem Denken sich aufdrängt: dem alten Gorgias hat sie schon das Erkennen trügerisch gemacht und den ganzen mittelalterlichen Streit zwischen Nominalismus und Realismus heraufbeschworen! Und dennoch glaubte Joël, um das Widersinnige des *Stirnerkultus* kontrastmäßig zu beleuchten, noch vor wenigen Jahren anführen zu müssen: „Höchstens im gründlicheren Kolleg ward er hinter den Hegelianern und Feuerbach als der Popanz der Philosophie heimgeschickt, und die Studenten atmeten auf, daß sie was zum Lachen hatten.“ Im *gründlicheren* Kolleg? Hätte das ein besonnener Forscher mit einer zustimmender Genugtuung schreiben können, es sei denn, um eine Stirners Bild mindestens ebenso fälschenden Verehrung abzuweisen? Da sieht man, wie bald, wenn erst Affekte die Losung, Verständige und Unverständige den eigentlichen Gegenstand nicht mehr erblicken! Denn Stirner ist keineswegs immer wie eine Art Parole ausgegeben, wie ein Stichwort empfunden worden. Kein Geringerer als der scharfsinnige, kühle und kritische Friedrich *Albert Lange*, hat in seiner berühmten „Geschichte des Materialismus“, zwanzig Jahre ungefähr nach dem Erscheinen des „Einzigsten und sein Eigentum“, für dieses Werk eine viel sachlichere und doch bewundernde Würdigung gehabt; und kein Wort noch bei ihm von „Anarchismus“, oder „Satanssohn“! Man hatte damals, in den sechziger Jahren, eben selbst noch nicht den Zusammenhang mit der letzten deutschen Philosophie, mit einem Zeitalter der Ideen verloren, und darum sah man auch Stirner noch im rechten Lichte. Als einem Denker, nicht als einen Politiker oder Nationalökonom, als einen unerschrockenen – Logiker und Zweifler, nicht als Demagogen. Auf diesen Standpunkt allein müssen wir uns begeben.

Zwei wichtige Fingerzeige sind es vor allem, die wir den wenigen Zeilen über Stirner in Langes „Geschichte des Materialismus“ entnehmen: der erste liegt in der Bemerkung, Stirners Philosophie *verlange* förmlich nach der Ergänzung durch einen positiven Teil, der aber auf den von ihr geschaffenen Fundamenten viel leichter zu konstruieren wäre als das positive System Schellings auf Grund des negativen. (Bekanntlich war auch der Schelling der positiven Periode nicht darüber hinausgekommen, zu erklären, daß unser Denken am letzten Ende doch unvermögend sei, die Realität des Gedachten nachzuweisen.) Der zweite Aufschluß, den Langes Kritik enthält, liegt in den Worten: Stirner erinnere an Schopenhauer. Für Lange selbst besteht innerhalb des Rahmens einer Gesamtgeschichte keine Veranlassung, bei Stirner sich darum länger aufzuhalten; er hat es mit den geschichtlichen Fortwirkungen der Gedanken zu tun, und da muß schon *er* erklären, daß irgendwelche Einflüsse der Stirnerschen Ideenwelt sich nicht nachweisen ließen.

Um so größeres Interesse bietet es, zu fragen, welche Keime für einen neuen positiven Idealismus sich denn dem tieferdringenden Verständnis Albert Langes gezeigt haben mögen; ich glaube, die Frage ist heute zu beantworten. Lange hat Stirner offenbar am Ende der ganzen ungeheuren Entwicklungsreihe erblickt, welche vom Cogito ergo sum des Descartes ausgegangen ist, und welche man „neuere Philosophie“ heißt! Man hatte geglaubt, damit vom Sichersten auszugehen, das menschlicher Erkenntnis vorliegt, nämlich vom „Ich“; Stirner betrachtet prüfend diesen Prozeß und findet, vom Ich, d. i. von sich selbst, sei noch niemand ausgegangen, man habe vielmehr das Ich zu einem Abstraktum gemacht, indem man es dem – Denken gleichsetze. Das Ich besteht aber nicht bloß im Denken, meint er, ich selbst bin *mehr* als mein Denken, ich bin *Person*, und das Denken ist nur eins meiner Attribute. Damit war Stirner tatsächlich der Ansicht seines Lehrers Schleiermacher nahegekommen, der bereits erklärt hatte, die Persönlichkeit,

die Individualität, lasse sich mit nichts (so auch nicht mit „Denken“, „Bewußtsein“) definieren, erschöpfen, sie wolle *erlebt* sein; aber Stirner zog nun die Konsequenzen. Wenn mein Ich im Bewußtsein nicht überhaupt besteht – was ist es eigentlich, das von „mir“ noch übrigbleibt, wenn ich einmal mein Denken, den „Geist“, streiche?

Diese Frage hat sich Stirner freilich nie in aller Klarheit vorgelegt; in der materialistischen Denkrichtung seiner Tage schwebte ihm das Ich nur immer in einer Art leibhaftiger Wesenheit vor Augen, und so glaubte er, jeder werde es schon in sich empfinden, wieviel sein natürliches Lebensgefühl im Grunde noch die scheinbar liebsten, notwendigsten und unentbehrlichsten Ideen überrage. Begrifflich ausgedrückt: er appellierte an ein Aktives im Menschen, an einen Trieb, ein Gefühl, ein – Wollen! Dann erst, sagt sich Stirner, wird jeder sein wahrstes Sein, sein vollständigstes Ich realisieren, wenn er sich von Gedanken, Begriffen, die immer eine Tradition hinter sich haben, nicht „eigene“ sind, nicht mehr allzu sehr imponieren läßt; wenn er zwar nicht den bloß-sinnlichen Trieben (denn das Ich ist ja auch nicht *bloß* körperlich!), ebenso wenig aber auch reingeistigen Begierden, welche immer an Fanatismus streifen, sich ausliefert. Mit einem Wort, die einmal vorausgesetzte, schlechthin gegebene Einheit des Ichs und die Einzigkeit jeder Individualität stellen jedem als sittliche Aufgabe, erstens diese Einheit nicht zu stören, nicht zu „entzweien“, dann aber alles, was sich als Wille, als Tätigkeitsdrang dem Einzelnen kundgibt, erst auf seine Vereinbarkeit mit der innersten Natur zu prüfen. Den Zwang *allgemeiner* Begriffe, *allgemeiner* Ideen, *allgemeiner* Ideale gibt es auf diesem Standpunkt natürlich *nicht*; und hier nun setzt *das* ein, was die Heutigen gewöhnlich als einzigen Rahm von Stirners Denken abzuschöpfen wissen – seine Polemik gegen Staat und Gesellschaft, gegen das Christentum, gegen die vermeintliche Uneigennützigkeit und gegen die Liebe als Pflichtgebot: natürlich, das Ich erkennt nur alles so weit an, als es (theoretisch) mit seiner eigenen und eo ipso „einzig“ Natur im Einklang steht! Dagegen sagt man, ich müsse mich doch wenigstens den Denkgesetzen, der Herrschaft der Vernunft u. s. w. fügen; gewiß wird dieses auch meist der Fall sein, theoretisch liegt indes immer nur die besondere Verpflichtung vor, dem, was gegenwärtig das Gesetz meines Ichs verlangt, zu folgen. Es wäre ja möglich, daß ich, einmal beim Denken, von der zwingenden Konsequenz meiner Urteile, meiner Schlüsse überwältigt werde und gewissen Meinungen, Ideen, Idealen mich rettungslos überantwortet sehe: so habe ich allerdings innerhalb des Denkens ein gewisses Müssen verspürt; aber noch wäre die Frage zu beantworten: ob denn von vornherein zu diesem Denken, zum Weiter- und Zu-Ende-Denken ein Ich-Zwang vorgelegen habe, ob ich nicht das Denken als solches hätte unterlassen oder in der Mitte abbrechen können!

Das Ich, als Persönlichkeit, als komplizierte Individualität ist nicht zum Trabanten bloß *einer* Wahrheit, *eines* Ideals berufen; ich, der Einzelne, bin mehr als *eine* Wahrheit, kann vielleicht mehrere Wahrheiten zugleich in mir umfassen. Statt dessen sieht Stirner mit Bedauern, wie in der Weltgeschichte das Denken gleichsam mit dem Einzelnen durchgeht, wie ihm über dem Denken meist Sehen und Hören abhanden kommt und er stets geneigt ist, gerade *einen bestimmten* Gedanken, ein vorgefaßtes Ideal als Maßstab an alles zu legen. Dem Dogmatiker tritt zwar schon der Kritiker entgegen: aber ist nicht selbst der Kritiker noch immer von einem Trugbild „fixer“ Wahrheit besessen? Ja, die ganze bisherige Geschichte, so findet Stirner, hat nichts getan, als sich neue Wahrheiten, neue Ideale, neue Götter ersonnen – hat damit das Ich nur immer aufs neue entzweit, es *draußen* suchen lassen, was es innerlich schon immer besaß: d. i. sich, sein ganzes und einziges Eigentum. Nun ist klar, was Lange erhoffen konnte: wäre zu erweisen, daß des Einzelnen wahrhaftes Ich, sein vollständigstes Eigentum gerade in der Identifizierung mit einer Idee, einem Ideal bestände, so wäre eben dies die positive sittliche Forderung des Individualismus.

Und zweitens erinnert Lange an eine Verwandtschaft Stirners mit *Schopenhauer*, empfindet bei beiden die starke Willensbetonung als das Wesentliche: und damit wird ein neues wichtiges Band aufgezeigt, daß auch Stirner mit der großen voluntaristischen Strömung im 19. Jahrhundert eng verknüpft und ihn mit dem charakteristischen Umschwung der modernen, bis dahin wesent-

lich intellektualistischen Philosophie in bedeutsame Beziehung bringt. Ein historischer Zusammenhang dürfte dabei nicht nachzuweisen sein. Schopenhauer weiß in der Wurzel nichts von einem Individualwillen und gelangt in der Spitze doch zur Möglichkeit einer Selbstverneinung des Individuums, Stirner abstrahiert von vornherein absichtlich von jeglicher Determiniertheit durch den Allwillen und gelangt nur dadurch zur Möglichkeit einer Lebensbejahung im Sinne einer Selbstbehauptung des bewußten Ich. Vom metaphysischen Faktor will Schopenhauer nicht, von den unwiderruflich meinem Einfluß entzogenen Bedingungen will Stirner prinzipiell abstrahieren: aber auf den Gewinn einer lediglich für das Individuum erreichbaren Selbstbefreiung haben es beide abgesehen!

Das ganze Klagelied Schopenhauers klagt im Grunde nur darüber, wie unendlich determiniert gerade das einzelne Individuum durch die sein individuelles Wohl und Wehe mit Füßen tretenden Zwecke des Allwillens sei, denen es doch mit der irdischen Existenz rettungslos ausgeliefert werde. Nun wird aber die ganze Schopenhauersche Philosophie dadurch, daß sie bemüht, das Ding-an-sich, das allen Erscheinungen zugrunde liegt, aufzuzeigen und die Individuen über ihre wahre Bestimmung aufzuklären, zu einem einzigen Protest gleichsam, sich nicht fürder als gebundenes Opferlamm brauchen zu lassen, zum Schlüssel, durch die hellere Erkenntnis wenigstens über den Naturzweck zu triumphieren! Wenn alte ethische Werte, wie z. B. die Ehre, das Standesgefühl, in ihrer bloßen Blendkraft vorgeführt werden, wenn dem Menschen die Augen geöffnet werden über das, was er ist, was er hat, was er vorstellt, wenn von Begriffen wie Schamgefühl, von Weiblichkeit und Ehe, von Staat und Nation, von allen der gleisnerische ethische Flitter gleichsam abgerissen wird: was soll es anderes bedeuten, als daß der einzelne nun von diesen Begriffen sich nicht mehr täuschen lassen, den Allwillen mithin überwinden soll und – zu seinem Selbst, seiner Eigenheit, seinem individuellen Sein zurückzukehren versuchen möge?

Ob dies alles nun möglich, ob es nicht im Gegenteil schon mehr als erlaubte Willkür enthalte, sich sogar von der allgemeinen Kausalität unter Umständen befreit zu denken: das hat Stirner als solches überhaupt nicht in Erwägung ziehen wollen und lediglich die Spanne Lebens, die, von unserem Bewußtsein beleuchtet, vorliegt, von allen metaphysischen Wurzeln abzuschneiden und auf die ihr natürlich auch dann noch verbleibende „Eigenheit“ zu stellen versucht. Denn ob immer die Natur mit allen etwas Gemeinsames bezweckt oder nicht, sagt sich Stirner, so muß sie es ja doch mit jedem einzelnen einzeln und eo ipso – *anders*, verschieden, „einzig“ bezwecken, und um diese Einzigkeit eben bringt mich nicht einmal die Natur selber. Hier liegt natürlich die ganze kolossale Differenz zwischen einem himmelstürmenden Metaphysiker und einem resignierten Positivist, die wir beileibe nicht übersehen, beileibe nicht überbrücken wollen! Aber in diesem Streben: einem Herausarbeiten der individuellen Natur aus der Gattung, im Auflösen jener dem Menschen Gattungs- nicht Individualideale vortäuschenden Begriffe – darin sind beide, Stirner und Schopenhauer, wiewohl von verschiedenen Richtungen kommen, tatsächlich schließlich zusammengetroffen.

An seinem hundertsten Geburtstag, und gerade fünfzig Jahre nach seinem Tode, ist es notwendig, Max Stirner endlich den Platz, der ihm gebührt, in der Geschichte anzuweisen: unter die Denker, die Philosophen, die großen – Idealisten des 19. Jahrhunderts! Aber schlecht eignet sich sein Name als politischer Ruf oder leidenschaftliches Parteiprogramm!

Quelle: Allgemeine Zeitung. Beilage. Jg. 1906. München. Donnerstag, 25. Oktober 1906, Nr. 248. pp. 169-171.

* * *

Max Stirner.

Zum hundertsten Geburtstag.

Dreimal ging während des neunzehnten Jahrhunderts über das winzige Städtchen Baireuth das blitzende Wetterleuchten des Genius. Im Jahr 1804 gründete nach einem unsteten Wanderlebens der große Dichter Jean Paul daselbst seine Stätte, und ihm folgten die bewundernden Männer- und sehnsüchtigen Frauenblicke fast des halben Deutschland; und wiederum in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts schuf die Kunst eines andern Unsterblichen der Muse dort einen Tempel, der bis zur heutigen Stunde die Enthusiasten aller Zonen lockt. Still, als es dem Leben eines Denkers geziemt, hat zwischen beiden Ereignissen die Jugend Stirners in Baireuth ihre Richtung empfangen; aber wiewohl wenig genannt und nur der kleineren Schar von Verehrern vertraut, so dürfte doch seine geheime, unter den Tagesströmungen liegende Wirkung von nicht geringerer Bedeutung gewesen sein.

Denn Max Stirner (geboren 25. Oktober 1806 in Baireuth, gestorben 26. Juni 1856 in Berlin), dessen eigentlicher Name Kaspar Schmidt war, kann in vieler Hinsicht das unbestechliche Gewissen des neunzehnten Jahrhunderts genannt werden. Aus einer Zeit, in der das Wesen des einzelnen Menschen noch voll gewürdigt wurde, in eine Zeit voll des Massentumults, voll maschinenmäßiger Bestrebungen hineinragend, hat er das Programm des Individualismus hochgehalten, hat nicht dulden wollen, daß der einzelne seine unersetzliche Bestimmung nur als unwürdiges Stiftchen im großen Rädergetriebe der Welt empfinden solle. Nimmt man diese seine Lebensarbeit, so verbinden ihn eigentlich unzählige Fäden gerade auch mit dem Werk seiner beiden großen Landsleute. Jean Paul war recht eigentlich der Vater der deutschen Romantik, und was war diese anders als eine Thronerhebung der freien Persönlichkeit, eine Souveränitätserklärung des eigenen Ich? Nicht bloß des großen, überragenden Menschen, nein, jedes Menschen mit eigenem Willen, selbst eigenen Launen und Kapricen – nur nicht des Menschen, dessen ganzes Tun und Denken bloße Schablone zeigt, dessen Charakter nur aus Grundsätzen, statt ewiger selbstschöpferischer Entwicklung quillt. Die Romantik nahm für sich das „Recht einer reizenden Verwirrung“ in Anspruch; damit hat erst sie eigentlich vollbewußt die Dichtung aus jener Theaterbeleuchtung entrückt, in der Marionetten und geschminkte Puppen für wirkliche Menschen gehalten werden und diese selbst wie durch ein einfachstes Rechenexempel in Gut und Böse, in Tugendhelden und Lasterhelden zerfielen. Jetzt erst sah man, was freilich das Genie zu allen Zeiten erkannt hatte, daß auch im Leben nichts so schnurgrade seine Straße wandelt, daß es ein liebevolles Vertiefen noch in die feinen Absonderlichkeiten jeder Individualität gilt und daß den Gegensätzen, die oft unvermittelt in einer einzigen Seele nebeneinanderwohnen, das Ohr des Lauschers entsprechen müsse. – Und Richard Wagner? Auch er war ein Heroldrufer und Bannerträger der freien Persönlichkeit, ein einzelner im Leben und ein einzelner in der Kunst. Auch er konnte nur den unbotmäßigen, willensstarken Menschen brauchen, Menschen, die sich selbst ihr eigenes Gesetz gaben, nicht schwächlich nur von der Tradition sich leiten ließen. Und darum schuf er so souveräne und widersetzliche Charaktere wie seinen Siegmund, Helden, die selbst den Göttern Walhallas zu trotzen wagen und einzig um ihrer Liebe willen irdisches wie himmlisches Recht mißachten; bis dann der Parzival endlich die tiefere Idee auch des Mitleids ihm erschließen sollte ...

Jean Paul und Richard Wagner waren Künstler, dichter; die Menschen lachten und weinten über ihre Werke, sie fühlten sich entzückt oder gedemütigt – aber das schöne Vorrecht, das Phantasie nun einmal vor der rauhen Wirklichkeit zu haben scheint, ließ die tiefen Abgründe, an die wir auch hier schon streifen, kaum erblicken. Max Stirner indessen war Philosoph, Denker; und der Philosoph allein hat es mit der Wahrheit, der nackten, unverhüllten, zu tun. Und was beinahe noch schlimmer war: dieser Denker war ein Zu-Ende-Denker, einer von jenen, welche die gerade Linie der Konsequenz nicht scheuen und, wenn sie auch die alltäglichsten und durch Gewohnheit liebgewordenen Gefühle durchschneiden sollte, doch von ihrer Verfolgung und Weiterführung nicht abstehen zu dürfen glauben. Und so ist er, wie nun das allgemeine Urteil

und nicht selten Verdammungsurteil lautet, zum ärgsten Skeptiker und Nihilisten selbst geworden; nichts soll er uns unangetastet gelassen haben, Recht, Staat und Eigentum soll er angegriffen – ja, den Zauber der uneigennütigen Liebe und Barmherzigkeit verdächtigt haben. Die so sprechen und mit einzelnen Sätzen und Sätzchen belegen wollen, was innerhalb einer großen und komplizierten Geistesgeschichte eine ganz andere Beleuchtung gewinnt, verstehen es nicht, einen Strom bis zur Quelle zu verfolgen. Ich will versuchen, durch einen Blick in die Seele dieses Denkers ihn richtig erkennen zu lassen.

Die Geschichte des Denkens kennt den Zweifel in den allerverschiedensten Formen. Frivole Skeptiker gab es, die aus den Trümmern unersättlicher Lebensgier das gescheiterte Wrack enttäuschten Genusses zogen und ihren selbstverschuldeten Ekel am Leben für letztes Wissen und letzte Weisheit ausgaben. Aber es gab andern Zweifel. Der alte Kirchenvater Augustinus, bevor er zu einer höheren und geläuterten Gotteserkenntnis sich aufschwang, hat „an allem gezweifelt“; der Vater der gesamten modernen Philosophie, Descartes, nannte seinen vorhergehenden „Zweifel an jeder und jeglicher Erkenntnis“ geradezu die Brücke zu seiner Weltanschauung. Der größte Vorläufer Kants, David Hume, zweifelte nur an einer letzten und abschließenden Erkenntnis, aber das positive Erfahrungswissen käme dadurch gerade zu größerem Recht. Nicht anders als aus einem heißen idealistischen Erkenntnisdrang ist auch nur die Skepsis Max Stirners zu verstehen; wir haben rührende Dokumente dafür. Das einzige größere Werk, das er geschrieben, „Der Einzige und sein Eigentum“, beginnt mit einer Schilderung der Lebensalter; wie erhaben wird da das Jünglingsalter geschildert, und wir haben Beweise, daß er – sein eigenes charakterisiert: „Den reinen Gedanken zutage zu fördern, oder ihm anzuhängen, das ist Jugendlust, und alle Lichtgestalten der Gedankenwelt, wie Wahrheit, Freiheit, Menschentum, *der Mensch* usw. erleuchten und begeistern die jugendliche Seele.“ „In der Geisterzeit (Jünglingszeit) wuchsen mir die Gedanken über den Kopf ...; wie Fieberphantasien umschwebten und erschütterten sie mich, eine schauervolle Macht ...“ Und als er dann endlich zu der Mission kommt, die er als „Mann“ vollführen zu müssen glaubt, da verrät er den schmerzlichen Kampf und die schmerzliche Überwindung, die vorhergegangen, selbst in den naturalistischen Sehnsuchtslauten: „Ein Ruck tut mir die Dienste des sorglichsten Denkens, ein Recken der Glieder schüttelt die Qual der Gedanken ab, ein Aufspringen schleudert den Alp der religiösen Welt von der Brust, ein aufjauchzendes Juchhe wirft jahrelange Lasten ab. Aber die ungeheure Bedeutung des gedankenlosen Jauchzens konnte in der langen Nacht des Denkens und Glaubens nicht erkannt werden.“

„Die lange Nacht des Denkens und Glaubens“: was war denn geschehen? Es war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, da hatte Stirner noch zu den Füßen Hegels, des Gedankentitanen, gesessen. Aber das Zeitalter nach Hegel war ganz allgemein des philosophischen Spekulierens müde geworden, es sehnte sich wieder nach dem derb Greifbaren, und so näherte man sich der materialistischen Denkart. Und noch eins schien leider mit jenen höheren idealistischen Systemen Hand in Hand gegangen zu sein: die Reaktion unter Minister Altensteins Regime. Zu sehr hatte sich Hegel in seiner letzten Zeit dazu hergegeben, staatliche Ordnungen, mochten sie – wie damals ja oft – individueller Freiheitsberaubung auch noch so ähnlich sehen, durch begrifflich Begründung zu sanktionieren. Das alles rief nach seinem Tod (1830) denn bald die Erschütterer seines in sich bewundernswerten Systems ans Werk; und einer der letzten war eben nun Max Stirner, zugleich der freieste und unerschrockenste allerdings. Vorher hatte David Strauß' „Leben Jesu“ eine freiere Auffassung des Gottesglaubens durch die stärkere Vermenschlichung Christi vorbereitet; alsdann war Ludwig Feuerbach aufgetreten und hatte gelehrt, daß wir überhaupt nichts anderes vermöchten, als einem Idealbild des vollkommensten Menschen unsere Verehrung darzubringen. Ihn aber widerlegte gerade Stirner: in seinem obengenannten Buch zeigt er, daß, wenn einmal die Straße so weit gegangen sei, der Einzelne überhaupt vor keinen Richterstuhl der Tradition gezogen werden dürfe und jeder Mensch nur auf die Entfaltung seines innersten Kerns, der eigenen individuellen Anlagen zu stellen sei. Und so ward Stirner der größte Individualist des Jahrhunderts.

„Der Einzige und sein Eigentum“: im Titel liegt der Gedanke des Werkes; was hat er zu bedeuten? Schon jetzt zeigt sich, wie leicht bei oberflächlichem Lesen Stirner Mißverständnissen ausgesetzt ist, schon durch seinen sprachlichen Ausdruck. Diesen jedoch hat er absichtlich ein wenig verschleiert, denn er schrieb vier Jahre vor dem Ausbruch der Revolution, in einer Zeit, wo die Zensur in höchster Blüte stand. Der „Einzige“ scheint also auf einen Besonderen, einen Erlesenen hinzudeuten, und weil nun Stirner das Wörtchen Ich immer groß schreibt, so lag der Vorwurf um so näher, er habe für sich alles Recht in Anspruch nehmen und in maßlosem Dünkel seine Freiheit und Unabhängigkeit von jedem Gesetz und jeder Schranke erklären wollen. Sobald man aber näher schaut, sieht man, daß Stirner mit dem Prädikat „einzig“ jede bewußt handelnde und bewußt denkende Person bezeichnet und damit sogar sehr glücklich den Ausgangspunkt wählt, um jede Person an ihre nur ihr zukommende „einzige“ Bestimmung im Universum zu erinnern. Denn jeder Mensch ist von Natur etwas anderes, schon seine physiologische Wesenheit ist immer eine andere, und so kann es keine allgemeinen Begriffe, kein allgemeines Maß geben, an dem der einzelne zu messen ist. Statt dessen scheint den Menschen nichts so im Blut zu liegen wie ihre Dienstbarkeit; immer müssen sie sich vor etwas demütigen, vor dem Götzen eines Ideals niederknien, immer ihr Ich in einen höheren und einen niederen Teil zerlegen und auf diese Weise uneins mit sich selber werden! Mag dies Ideal, dieser Gott auch mit den höchsten Namen belegt werden, wie „Wahrheit“, „Glauben“ usw. – zu leicht läßt sich der einzelne doch von so allgemeinen Begriffen hinreißen, hypnotisieren, und indem er vergißt, daß nur aus ihm selber jede Aufgabe kommen kann, wird gerade im Dienst solcher festgestempelten Heiligtümer der Mensch am ehesten zum Fanatiker. Dieses Hingerissenwerden aber, diese Hingebung an ein Fremdes gleiche im Prinzip durchaus der sinnlichen Leidenschaft; wie der Mensch unter der Herrschaft von Begierden sein wahres Ich wegwirft und preisgibt, so gibt er es auch unter der Herrschaft von gewissen Idealen preis, weil er sich im Grunde vor ihnen nur demütigt, sie anbetet! Erinn’re sich doch statt dessen jeder seines wirklichen Ich, nämlich seines wirklichen – „Eigentums“! Eigentum nennt Stirner alles dasjenige, was im Vermögen, in der Kraft eines jeden steht; starren, toten Besitz dagegen will er nicht anerkennen. Unser ewig schöpferisches Ich ist jederzeit auch unser höchstes Eigentum; aber was glaubt der Mensch grade mehr verbergen, verleugnen, verstecken zu müssen, als seine natürlichen, ichbefriedigenden Instinkte? Mit schonungsloser Feder deckt nun Stirner auf, wieviel Unwahrheit und Lüge doch im Grunde in allen unseren sogenannten Selbstverleugnungen schlummere, und wieviel besser das Ich am Ende daran täte, einerseits seine angeborene Ichheit, seinen Egoismus, d. i. aber nur seine „Eigenheit“ offen zu bekennen, andererseits sie aus ihrem schlechten Ruf endgültig zu erlösen, denn auch von Natur existiere die Liebe zum Nächsten, sei der Mensch auf den Menschen angewiesen!

Der Denker dieser Gedanken war äußerlich ein stiller, schlichter Mensch, dessen fast immer sich gleichbleibende Oberfläche nichts von dem verriet, was in der Tiefe gärte. Nur ein einziges Mal im Leben ist er ein wenig sichtbarer an die Öffentlichkeit getreten, als er nämlich dem Kreis der „Freien“ in Berlin sich anschloß, der in vormärzlichen Tagen eine gewisse Rolle spielte. In dieser Zeit erschien auch sein Buch, um einen Augenblick höchste Sensation zu erregen, während der Stürme von Achtundvierzig aber vergessen zu werden. Und Stirner selbst tauchte absichtlich unter; über kein Leben ist so viel Dunkel verbreitet, wie über das seine. Aber er mochte ahnen, daß der Zukunft erst seine Gedanken gehörten; in den neunziger Jahren ist ihm der pietätvollste Biograph, der Dichter John Henry Mackay. Und seitdem gehört Stirner zu den Unvergessenen!

Quelle: Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt, Nr. 43, 1906. pp. 918/919.

* * *

Individualismus.

Zum 100. Geburtstag Max Stirners (25.X.1906).

„Wenn man sich in alle aus dem Begriff der Individualität und des ihm zu Grunde liegenden Princip folgende Consequenzen vertieft und erkennt, daß ihm zu Folge jeder Mensch nicht bloß zu der Welt, sondern auch zu jedem Einzelobject der Welt und zu jeder Idee, die ein solches Einzelobject anregt, ein specielles Verhältniß hat, so erstaunt man, daß bei so viel natürlicher Zwietracht doch noch so viel geschichtliche Eintracht möglich ist, als man wahrnimmt.“

Diese Hebbelsche Meditation, die sich in seinen Tagebüchern findet, läßt uns den individualistischen Gedanken selbst ein wenig vorsichtiger betrachten. In der That, der Geschichtsschreiber, der Naturforscher, der Sociologe, der Ethiker u. s. f. – sie alle kämen ohne den Gedanken der Gattung, einer „allgemeinen“ Menschheit, eines „Specifisch-Menschlichen“ noch nicht einmal über die primitivsten stammelnden Erkenntnißversuche hinaus. Daher ist es auch so interessant und lehrreich zugleich, eine kleine Skizze individualistischen Strebens sich, wenn auch noch so roh, historisch vor Augen zu führen. Denn zusammenhängende Systemreihen bildet der Individualismus natürlich nicht; jeder Künstler, jeder Philosoph, ja, sagen wir einmal jeder Productive, mag er im Uebrigen noch so unpersönliche, „uninteressirte“, oder selbst sociale Gedanken entwickeln, ist eo ipso Individualist durch und durch: er will, und sei er der Uneigennützigste, bemerkt, d. h. aber nichts als ausgesondert, von anderen unterschoben werden. Von diesem Individualismus wider Willen gleichsam spreche ich hier nicht; ich spreche von jenem, bei dem ich die ganz eigenthümlichen Kennzeichen des Stutzigwerdens über die eigene Sonderexistenz herausfühle, und ich finde ihn im modernen Denken zuerst bei Pascal. Dieser Pascal ist von jungen Jahren an mit unschuldiger Sicherheit dem heißen Drang des Forschens und Sichhervorthunwollens gefolgt und hat als Jüngling bereits reichen Ruhm genossen; als er plötzlich zu bemerken glaubte, daß sein Ich, sein Unsterbliches, sein – Auszeichnendes dabei verloren ginge. Macht, Ehre, Ruhm (für die Meisten bekanntlich Domäne des Individuellen) erschien ihm nun gerade als das Gewöhnliche, vom Instinct der *Gattung* „Mensch“ Erstrebte; der Glaube, das Christenthum allein als das Ich-Sondernde, jedes Ich über die wahre Bestimmung erst Aufklärende. Man begreift: dieses Pascalsche Christenthum war Pascals ganz besondere, persönliche Leistung, in der er daher allein sein Ich erkannte; daß er, dieser helle glänzende Kopf, dieser Skeptiker im Wissen, dieser scharfsinnige Mathematiker und Physiker, *glauben* konnte, das war seine eminent individualistische Begabung. Und gestaunt würde er wohl haben, wenn er diesen Glauben mit dem Glauben der Masse verglichen hätte! Nun schreibt er dem Christenthum die ganze Erkenntniß zu: nur dieses allein überzeugt den Menschen zugleich von seiner unendlichen Größe und seinem traurigen Elend! Das „traurige Elend“ hatte aber Pascal schon damals erfahren, als sein Scharfsinn sich noch mit gewissen unlöslichen Problemen vergeblich abmühte; und so bedeutete der Glaube jetzt recht eigentlich seine Erhebung, die Erhöhung des Ich wieder.

Es gab auch einen physischen Individualismus, möchte man sagen, den roheren Ausdruck natürlich nur eines culturell schon recht verzärtelten, geistigen Empfindens: ich denke an Daniel Defoe, den Erfinder der Robinsonade. Daß ein – übrigens unbedeutender – Mensch in den heimischen Verhältnissen sich nicht mehr zurechtfindet, daß ihn Abenteuerlust in die Weite treibt, um in fremden Ländern sein Glück zu suchen, das deutet natürlich noch auf nichts besonders Differenziertes; daß er aber auf diese Weise auf eine einsame Insel verschlagen, von der menschlichen Gesellschaft abgeschnitten wird, um am eigenen Leibe gleichsam zu erfahren, wie unbesonnen, triebhaft und selbstverloren das Ich in seinen alltäglichen Verhältnissen sich benimmt, wie es unwillkürlich Personen und Dinge als gewisse festgestempelte Begriffe jederzeit zu behandeln pflegt, ohne sie geistig, individuell, nachzuerschaffen, – das läßt bei dem Dichter der Robinsonfigur auf ein seltsames originelles Icherlebniß schließen. Indem Robinson gezwungen ist, die ganze sonst wie selbstverständlich hingenommene Cultur noch einmal persönlich zu

ersinnen, wird aus dem leichtfertigen, mit allen Gedanken und Empfindungen schon fast maschinenmäßig reagierenden Europäer ein ernster, nachdenklicher, tief ergriffener Mensch; der sich seinen eigenen Kalender erschafft, Tagebuch führt und eine seinen Schicksalen angemessene fromme Religion sich zurechtzimmert. Vergleicht man nun diese mit der im Mutterland geltenden, so sieht man freilich, daß der scheinbar so gänzlich Revolutionirte nicht allzufern von Convention und Sitte doch wieder gelandet ist. Aber darauf kommt es nicht an; der Dichter hatte schließlich einen hübschen phantastischen Stoff, und da mußte er dafür sorgen, daß die Empfindungswelt jenes isolirten Ich in Europa auch weiter – verstanden werde!

Uebersetzt den Robinson aus der „Aufklärung“ ins Empfindsame, aus der dichterischen Fabel aber ins Didactische, und Ihr habt den deutlichen Ahnherrn des Individualismus, Ihr habt – Rousseau! Seht nur, wie rasch Emile sofort nach der Geburt aufs Land – seine Robinsoninsel – geschafft wird; der erste Tag schon im ungesunden socialen Milieu könnte ihm schaden, könnte etwas an seiner Eigenart verkümmern. Und Emile entwickelt sich, in der That – beinahe ist man ein bißchen ängstlich um diese Entwicklung: wird wirklich etwas Menschliches dabei herauskommen, etwas Uebermenschliches, etwas Thierisches, etwas Göttliches? Aber zum Glück ist Rousseau immer noch ein vernünftiger Mann; man merkt es doch zu bald, daß er sein Lehrprogramm immer noch eher, als den „Emile“ hatte, und also, woher hatte ers denn? Aus der Beobachtung, aus der Erfahrung, aus der Sammlung reicher Menschenkenntniß, aus dem – „allgemeinen“ Menschen. Manchmal ja auch nicht: zum Beispiel da, wo er sichs mit Emile gar zu leicht macht und dessen Seele absolut kein Arg und Falsch von Natur zutraut. Aber trotz seiner klugen, geltenlassenden Erziehung, trotz des ausgesprochen individualistischen Programms –: die französische Revolution, die den Manen Rousseaus opferte, hatte ganz recht, wenn sie in seinem Geiste die Losung Liberté Egalité Fraternité, eine echt sociale Losung, ausgab; Rousseau, der Individualist, meinte noch gar nicht den einzelnen bestimmten Menschen, er meinte „den“ Menschen, den allgemeinen Menschen! Und das ganze achtzehnte Jahrhundert meinte ihn nicht, die Humanitätslehrer meinten ihn nicht, und Kant und Fichte nicht! Wie konnte das geschehen, wie konnte man so seltsam abschweifen? Ist „Emile“ nicht aus der Gesellschaft heraus aufs Land geschafft worden?

Hier ist es, wo wir mit Hebbel stutzig werden: „wenn man sich in alle aus dem Begriff der Individualität ... folgende Consequenzen vertieft, ... so erstaunt man, daß bei so viel natürlicher Zwietracht doch noch so viel geschichtliche Eintracht möglich ist ...“ Emile hatte bekanntlich seinen Hofmeister nicht vergessen; der Hofmeister war das achtzehnte Jahrhundert. Das neunzehnte Jahrhundert hat sich nun ehrlich bemüht, auch den Hofmeister fortzuschicken; aber die Frage ist eben, ob er nicht doch stets zur Hinterthüre einschlüpft, und ob nicht bei noch so reinlicher Scheidung der Begriffe die realen Thatsachen selber zu einer Vereinfachung zwingen. Den persönlichen, bestimmten, individuellen Menschen hat schließlich das neunzehnte Jahrhundert herausarbeiten, bloßlegen, befreien wollen; aber man vergesse nicht: auch der zielbewußteste Individualismus meint schließlich – *Menschen*, er meint nicht Götter, nicht absolut unwägbare Größen!

Rousseau hat sich noch keineswegs „in alle aus dem Begriff der Individualität folgenden Consequenzen vertieft“; das thaten als echte Philosophen erst Schleiermacher, Stirner und Nietzsche. In den Schleiermacherschen „Monologen“ finden wir zum ersten Mal eingehender die Seligkeit geschildert, die dem Menschen daraus fließt, wenn er sich als „einzeln-gewolltes Wesen“ zu empfinden vermag. Mag das Universum in seiner Größe mich auch zu erdrücken scheinen, um Mich, diesen seinen nothwendigen Bestandtheil, kommt es doch nicht herum, und je höher das Einzelne also seine Ziele und Aufgaben zu spannen vermag, um so tiefer wird es seine Zuordnung und Nothwendigkeit im Kosmos begreifen. Und Goethe spricht von „dem höchsten Glück der Erdenkinder“: Persönlichkeit! Schleiermacher und Goethe waren Metaphysiker; daher sieht man auch bei ihnen sogleich noch, woher die Eintracht stammt „bei so viel natürlicher Zwietracht“: so gewaltig sich auch das Einzel-Ich recken mag – dagegen, daß

es überhaupt aus dem Zusammenhang der Erscheinungen geräth, den Kosmos gleichsam überragt, sind die Vorsichtsmaßregeln getroffen! – Und auch Nietzsche, in dem Anfang und Ende des Jahrhunderts sich die Hand gereicht haben, war vom Grund seines Herzens Metaphysiker, so schmerzlich er selbst dagegen ankämpfen mochte! Darum hat er in der „ewigen Wiederkunft des Gleichen“ den Gedanken der absolut irrationalen Individualität wieder gemildert, an einen mechanischen Ablauf des Weltgeschehens gedacht, an eine Constanz der „Heerde“ geglaubt: warum eigentlich? Besteht sie *nicht* aus Ichen? Und nur Einer war im Jahrhundert, auf den Hebbel – hätte er Stirner gekannt – das Wort von dem „Erstaunen bei so viel natürlicher Zwie- tracht“ gemünzt haben könnte: und das war Max Stirner ...

Die Geschichte der Philosophie ist Stirner eigentlich zu großem Dank verpflichtet; genau wie sie es Berkeley ist, der das dem alltäglichen Bewußtsein auch recht unbequeme Bild von der „Welt als unserer Vorstellung“ zum ersten Mal geprägt hat. Gewöhnen wir uns einmal daran, das ewig wechselnde, ewig fluthende Meer der Gedanken zu so starren, dogmatischen Götzen wie „Wahrheit“ und „Irrthum“ nicht in vorgefaßte Beziehungen zu bringen. Nehmen wir doch Gedanken wie Dinge als ein ewiges herrliches Farbenwechselfpiel am Kleid des Unendlichen, das anders als mit unseren Sinnen aufzufassen uns erst wieder in einem Zustand innigerer Verschmelzung – vielleicht im Tode! – möglich sein wird. So viel aber ist sicher: da wir lebend dieses innigsten Zusammenhanges mit dem Kosmos uns nicht immer *bewußt* sind, ja: da eben unser aufgewachtes Bewußtsein ein absichtliches Zerfallen, eine absichtliche Entfremdung mit dem Ganzen der Welt zu bedeuten scheint, so können wir uns um so blinder, vertrauensseliger den Instincten, die in jedem Einzelnen wohnen und ihn sein Ich stets als eine Sache von Bedeutung empfinden lassen, gerade hingeben! Der unendliche Zusammenhang jedes Ich mit dem Kosmos dürfte wohl außer Zweifel sein; aber wir fühlen ihn nicht, mein Nachbar kann tieftraurig und erschüttert sein, während *mein* Herz jubelt und lacht, das Auge des A sieht im Augenblick andere Bilder als das Auge des B (obwohl *eine* Gefühls- und Empfindungssphäre sicherlich durch das Universum geht, und in manchen sogenannten „Uebertragungen“ sich auch äußert): habe ich nicht das Recht, mein gegenwärtiges individuelles Bewußtsein auf sich selber zu stellen, jedes Ich abgeschnitten *für sich* gelten zu lassen? Ein Spiel natürlich wie jedes andere: der eine nimmt das Ich als Theil eines Ganzen, das er aber nicht kennt; der andere nimmt jedes Ich als Ganzes, das er nun aber kennt – nämlich in seinen Bewußtseinsäußerungen; und so hat es Max Stirner genommen. Und darum hat, strenggenommen, nur *er* sich in „*alle* aus dem Begriff der Individualität folgenden Consequenzen vertieft“; er nennt das Ich „den sterblichen und vergänglichen *Schöpfer* seiner“. Nicht weil es *so ist*, sondern weil *wir* es nur so – *wissen!* Geht man nun mit anderen Voraussetzungen an Stirner heran, und will etwas über die Harmonie der Dinge wissen, oder gar über den Schöpfer aller Dinge u. s. w., so erfährt man nichts; denkt man aber daran, daß Stirner von jeglichem Ich als einem in der Gesamtheit der Erscheinungen „*einzig*en“ spricht: so erfährt man ganz werthvolle Dinge. Hebbel war ja universaler: der wundert sich am Ende doch, woher denn bei so viel Discrepanz noch „geschichtliche Eintracht“ kommen mag. Aber Stirner hat schließlich die Freude des Denkers: er denkt seine Gedanken theoretisch zu Ende, gleichgiltig, was um ihn her vorgeht.

Ich möchte wissen, mit welchen Voraussetzungen es schließlich stärker bestellt wäre; sehr viele haben nur für *uns*, weil wir es einmal so gewöhnt sind, die „größere“ Perspective, die „erhabener“ Auffassung, den „vorurtheilsloseren“ Standpunkt, und wie man so sagt. Es ist ganz richtig: hätte Stirner nicht den Atheismus Feuerbachs für eine bewiesene Thatsache genommen, er hätte den Individualismus nicht *so* beweisen können, wie er ihn bewiesen *hat*. Aber ist denn der Theismus eine bewiesene Thatsache? Wäre ers – Stirner hätte nach anderen Gründen gesucht, hätte sie gefunden, und für den extremen Individualismus wäre er doch eingetreten. So etwas ist ganz unabhängig von den „logischen Beweisen“; und interessant kann immer nur sein, wie etwas in der Welt sich wohl verhalten würde, *wenn* dies oder jenes bewiesen wäre ... Dies

Interesse aber erregt mir Stirner stets im höchsten Grade; er ging von Feuerbach aus, der die Religion eine „Entzweiung des Menschen mit sich selbst“ genannt hatte. Und Stirner sah sich genau an, was Feuerbach an die Stelle gesetzt hatte; aus den göttlichen Eigenschaften waren nun lauter menschliche geworden, nach denen der Einzelne, um ein Ideal „der Mensch“ zu realisieren, unermüdlich streben sollte. Es war der „allgemeine Mensch“ des achtzehnten Jahrhunderts! Nein, sagt Stirner, der bin ich nicht; ich bin dieser bestimmte persönliche, individuelle Mensch, und hat mich das theologische Ideal Jahrtausende fruchtlosen Ringens gekostet – das Ideal „der Mensch“ soll es mich nicht wieder kosten! Ich selbst (und jeder Einzelne) bin jeder Zeit des Menschen Erscheinung sowohl wie auch sein tieferes und tiefstes Wesen; ich habe nicht Lust, mich nochmals zu entzweien – einem Phantom nachzujagen.

Und so hat er sich selbst von allen Idealen absolviert, und ist auf diese Weise dann auch zu seinen Negationen gekommen, um das Ich von jeder „allgemeinen“ Bestimmung zu befreien: wohlgemerkt – von jeder *allgemeinen*! Damit gehört aber die typisch-individuelle nicht auf: und Stirner, der rastlose Ideenbekämpfer, hat sich selbst doch in den Dienst der ihm am höchsten und gewaltigsten erscheinenden Idee gestellt – der der Individualität! Und wenn *Du*, und *X*, und *Y* zufällig finden sollten, daß Eure individuellen Iche sich am tiefsten in einer dem Schillerschen Idealismus nahestehenden Gedankenwelt erfüllen und „ausleben“ würden: Stirner, der „Empörer“, der „Anarchist“ – er hat es nicht verwehrt, nein, gutgeheißen! Er will nur, daß *Du* – *Du selbst* seist!

Und damit hat Stirner schließlich das Hebbelsche Erstaunen erklären helfen. Das individualistische Princip, um dem Menschen über seine Unselbständigkeit, seinen Autoritätsglauben, seine suggerirten Empfindungen auch nur die Augen zu öffnen, beginnt mit flammendem Protest, mit Zwietracht und eindringlichem Appell an Deine Einzigkeit; aber der, der Dich aufrüttelt und Dir Dein Ich wieder in die Hände giebt, ist schließlich wie *Du* ein Mensch – mit *Deiner* Sprache, *Deinen* Leidenschaften und *Deinen* Empfindungen! Und dies ist das Geheimniß, weßhalb bei so viel „natürlichem Zwiespalt“ doch auch wieder „geschichtliche Eintracht“ ist; derselbe Grund, weßhalb auch der „gottlose“, „umstürzlerische“ Stirner im tiefsten Kern – ein Idealist aus Schleiermachers Schule geblieben ...

Quelle: Die Gegenwart. XXXV. Jg., 70. Band, Nr. 44. Berlin, 3. Nov. 1906. pp. 276-278. – Neuabdruck in einer überarbeiteten Fassung unter den Titeln „Ueber Individualismus“ *in:* Der Demokrat (Hrsg. v. Franz Pfemfert), 12. Oktober 1910, und „Hebbel und Stirner“ *in:* Literarische Beilage der Deutschen Montags-Zeitung, 7. April 1913, erschienen. [Siehe Anhang.]

* * *

Einleitung zum „Stirner-Brevier“.

Die Stadt Bayreuth sah während des 19. Jahrhunderts drei Ereignisse in ihren Mauern: Jean Paul, Max Stirner, Richard Wagner; das zweite, das am wenigsten bemerkte, ist dennoch das jüngste und frischeste, denn nur ein Zufall vermochte in die Jahre politischer Wirren und Fehden zu verschlagen, was nur in einer von Nietzsche erzogenen Zeit seine wahre Wiedergeburt feiern kann. Max Stirner – Pseudonym für Johann Kaspar Schmidt – wurde am 25. Oktober 1806 zu Bayreuth geboren, verlor früh seinen Vater und kam, noch nicht vierjährig, nach Kulm in Westpreußen, wo sein Stiefvater Ballerstedt eine Apotheke erworben hatte. In Kulm verlebte er seine Kindheit bis zum zwölften Jahre, dann gaben ihn die Eltern wieder zu Verwandten in die Heimat, deren berühmtes Gymnasium er besuchen sollte. Mit zwanzig Jahren geht er nach Berlin, um Philologie zu studieren, und hört bei den bedeutendsten Philosophen und Philologen seiner Zeit Vorlesungen, so bei Hegel, Schleiermacher, Niebuhr, Böckh, Lachmann u. a. Nach zwei Jahren läßt er sich in Erlangen immatrikulieren, macht von hier aus eine längere Reise durch Deutschland und sucht zu weiterem Studium Königsberg auf. Aber „häusliche Verhältnisse“, die nicht näher bekannt sind, unterbrechen dieses fast volle vier Jahre, von denen er eins in Kulm

bei seinen Eltern verlebt, und erst 1832 begibt er sich wieder nach Berlin, um sich nach zweijähriger Vorbereitung zum Oberlehrerexamen zu melden. Bis zu dieser Zeit erhalten wir kein einziges persönliches Zeugnis, weder aus der Kindheit noch aus den Jünglingsjahren des Philosophen, – keine Mitteilung auch von Freunden oder Zeitgenossen; notdürftig müssen alles die toten Akten erschließen. In der Arbeit zum Staatsexamen: „Über Schulgesetze“ (1834/35) haben wir wenigstens den ersten Einblick in die Entwicklung des Denkers; sie zeigt Stirner noch unter Hegelschen Einfluß, aber im Begriff, den willkürlichen Schematismus der Hegelschen Dialektik zu durchbrechen und zu überwinden. Als „Schulamtskandidat“ absolviert Stirner dann ein Probejahr an der Kgl. Realschule zu Berlin; da er sich aber hierauf um eine besoldete Lehrerstelle bei der Regierung bewirbt, wird er abgewiesen. Eine Ehe erreicht mit dem Tode der Frau ein frühzeitiges Ende; die Not zwingt Stirner nach zwei Jahren (1839), eine Privatanstellung als Lehrer einer höheren Töchterschule anzunehmen. Im Leben war Stirner schlicht, unauffällig, von stets gleichmäßiger Ruhe und Heiterkeit; später gewannen Ironie und leichter Spott die Oberhand. Im Herbst 1841 trat Stirner aus seiner völligen Zurückgezogenheit etwas heraus, indem er sich dem Kreis der „Freien“ in Berlin anschloß, die in der Weinstube bei Hippel zusammenkamen. Es waren das die aufgeklärteren Elemente der Zeit vor dem Sturmjahr, aber keineswegs Leute *einer* Richtung, sondern zusammengewürfelte Radikale und Gemäßigte, Liberale und Soziale, Kritiker und Humane. Ihr anerkanntes Haupt war der Junghegelianer Bruno Bauer, der seinerseits Feuerbach nahestand; mit Bauer und einigen anderen des Kreises verkehrte Stirner freundschaftlich, ohne jedoch je etwas von seinen eigenen Ideen zu verraten, die allmählich über alles von diesen Männern Gedachte und Erstrebte hinauswuchsen. Plötzlich, Ende 1844, trat er mit seinem Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigentum“ (Verlag Otto Wigand, Leipzig 1845) an die Öffentlichkeit. Die erste Wirkung war eine gewaltige, aber die Zeit war nicht reif, die Wirren der Revolution verschlangen es – es wurde vergessen. Vorher hatte Stirner nur Bruchstücke seiner Ansichten in einigen Zeitungen niedergelegt; sie sind als „Kleinere Schriften“ 1898 von Mackay gesammelt und herausgegeben worden. Die Stellung als Lehrer gab Stirner auf, noch bevor ihn sein Buch in Konflikte hätte bringen können; doch durfte er einige Jahre sorgenfrei leben, da seine zweite Frau, geb. Dähnhardt, ihm ein kleines Vermögen in die Ehe gebracht hatte (1843). Er suchte es durch schriftstellerische Arbeiten, Übersetzungen der englischen und französischen Nationalökonomien Say und Smith, sowie durch ein kaufmännisches Unternehmen vor dem Verlust zu schützen, aber es gelang ihm nicht. Die Ehe löste sich auf, und Stirner geriet bald in bitterste Not. Seine alten Freunde hat teils die Revolution zerstreut, teils haben sie sich von ihm abgewandt. Vielleicht mied er sie auch. Stirner verschwindet von jetzt ab fast im Dunkel. Ein einziger schriftstellerischer Plan noch: „Die Geschichte der Reaktion“ (1852) bringt es nur auf zwei Bände, die erst das Material enthalten. Das Jahr 1853 sieht ihn auf dem Gipfel des Elends; Gläubiger bringen ihn zweimal ins Schuldgefängnis. In den letzten Lebensjahren, da er bei einer Frau Weiß, Philippstraße 19, wohnt, scheint es ihm weniger hart ergangen zu sein; aber entschwunden bleibt er und fast völlig. Am 25. Juni 1856 ist er gestorben. Am Stich einer vergifteten Fliege.

Es existiert kein Bild von ihm. Erst in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat John Henry Mackay das Leben des fast ganz Vergessenen der Welt wieder ins Gedächtnis gerufen.

Die Größe Stirner's besteht in einer einzigen Idee, die zugleich mehr ist und sein soll als Idee – sagen wir: Tat-Idee. An anderer Stelle war Gelegenheit, auf ihre geschichtlichen Bildungen während des 18. und 19. Jahrhunderts hinzuweisen;* hier gilt es nur noch ihren Kern zu beleuchten. Sonne und Mittelpunkt des gesamten Stirnerschen Denkens ist das Ich, aber kein abstraktes, *nur* gedankenhabendes Ich, nicht ein rein-geistiges, sondern ein leibhaftiges, persönliches Ich, das ich, du, wir alle verkörpern und nur in dieser Verkörperung auch einzig begreifen. Als bloßer Gedanke, als Nur-Geist, hat es im Zentrum des gesamten christlichen Denkens bis auf den heutigen Tag gestanden und ist in Wahrheit nur ein Gespenst, ein Schemen gewesen:

das Christentum hat das Ich sich selbst entfremdet, hat es sehnsüchtig gemacht, indem es ihm zuerst *den* Himmel vorspiegelte und dann einen zweiten und hundert andere Himmel in der Form von „Wahrheiten“ und „Idealen“, denen das Individuum notwendig zustreben muß, um erst seine eigentliche Bestimmung zu verwirklichen. Und doch hat die Geschichte nur gezeigt, daß kein einziges dieser Ideale standzuhalten vermochte, daß immer nur ein neues, das seinen Vorgänger zur Lüge wandelte, dem alten gefolgt ist; dagegen hat jedes stürzende im Fallen unzählige Bekenner mitgerissen und unter seinen Trümmern begraben, Blut und Leichen bezeichnen die Wege des Fanatismus, der gerade bei den Gebildeten zu Hause ist. Archimedes suchte nach einem Punkt draußen, um den Erdball zu bewegen; ihm gleichen die Christen, und wie sie werden wir ihn nicht finden, solange wir ihn nicht in unser eigenes Innere, in uns selbst verlegen. Aber der Mensch, der nicht draußen suchen wollte, der immer nur bei sich anfragte, sich zur Richtschnur alles Denkens und Handelns machte, der nichts von „höherem“ Gesetz und „höheren“ Geboten wissen wollte – ihn hat man von je verurteilt und verbrannt. Für ihn hat man den Namen „Egoist“ erfunden, einen ehrenvollen, guten Namen, der nichtsdestoweniger stets das Häßlichste ausdrücken sollte; den Namen des „Eigennützigsten“ – als ob nicht auch die „herrlichsten“ und „uneigennützigsten“ Ideale zu Nutz und Frommen erdacht wären, ja erst den *wahren* Nutzen des Menschen bezwecken sollten!

Wohlan, sagt Stirner, so erlösen wir denn den Egoismus aus seinem Verruf, in den ihn die christliche Welt erklärt hat, machen wir das Egoistische wieder zum Ehrennamen für die wirkliche Sache, die es bezeichnet: für das Eigene, für das Eigensein, für das Ganz-Ichsein. Weiß man denn überhaupt, was es bedeutet, weiß man, welche Aufgabe – aber nur die natürlichste in der Welt! – auch darin enthalten liegt? Hast du, der du von deiner Wahrheit trunken, von deiner Idee „besessen“ bist, der du nur *sie*, nicht *dich* vernimmst, denn wirklich noch *dich* in Händen? Du mahnst mich, ich solle mich nicht an die Leidenschaften verschwenden, an die Begierde wegwerfen, solle nicht Sklave meiner Lüste sein: bin ich in diesem Fall besser daran, als du, der du deiner, wie du sagst, „idealen“ Liebe frönst? Verschwendet, weggeworfen hat sein Ich der eine wie der andere; ich mag nicht zügellos sein, im Gegenteil – ich behalte die Zügel fest in Händen: aber ich behalte sie ebenso fest deinem Glauben wie meinen Sinnen gegenüber in Händen. Bin ich selbst denn ein Nichts, daß ich auf nichts ausgehen soll, als mich loszuwerden? *Bin* ich nicht – und ist es nicht genug? Aber freilich, wenn ich wäre, wie dein Christentum mich konterfeit – ein wildes, regelloses Etwas, ein blinder Nebel, ein wüster Drang, ein Abgrund von Begierde und Vertiertheit! Das bin ich nicht; vielleicht war es einmal ein einzelner. Ich, für mich, bin überhaupt nichts Allgemeines: ich bin – einzig! Einzig bin ich; wie willst du mein Wesen kennen, es treffen? So einzig bin ich, daß schon dieses ungeheuerliche Bewußtsein meiner absoluten Einzigkeit mich von jeder tölpischen Begierde, dir das Deine, d. h. deine Einzigkeit anfechten zu wollen, für alle Ewigkeit heilen kann! Was kann Ich – Dir, was kannst Du – Mir? Wir beide bleiben einsam, bleiben geschieden in alle Äonen. Wir können miteinander sprechen, Worte tauschen – aber schon die Mitteilung des *Gedachten*, *Gemeinten*, vollste Verständigung sollte uns schwer fallen! Es bleibt bei einer Art Kompromiß zwischen uns beiden, der am besten und – nützlichsten ein gütlicher, „liebvoller“ ist. Von einem Wesen, das du nie besitzen kannst, ja nicht einmal das Geringste seiner Atome, das sein eigen bleibt, wie immer du es auch anstellen magst, das zwar sich selbst verlieren kann, aber darum nie in die Gewalt eines andern kommt – von dem wirst du bald deine Hand lassen, wirst dich lieber mit deiner eigenen Einzigkeit beschäftigen wollen. Sage – ist sie nicht tröstlich genug? Jämmerlicher Sklave eines Herrn, stündlich Erniedrigter – bleibst du nicht dein eigen? Ob du seine Peitsche fühlst, ob deine Knochen ächzen und stöhnen – sage, was kann dein Herr von deinem *lebenden* Fleisch dir nehmen? Er kann dich töten, dann hat er dich, den Lebenden, nicht; – er läßt dich leben, so hat er nichts von *dir*, nichts von deinen – rächenden Gedanken, die Unheil brüten und sich einmal noch gegen *ihn* wenden!

Nun? ist die Eigenheit, der Egoismus, ein so niedriges, wertloses Ding, gar ein so verächtliches, daß man's zum verrufenen machen mußte? Wer ein gutes Ding zum schlechten macht – bei dem soll man mißtrauisch sein und vor allem einmal nachschauen, wie es sich mit dem Subjekt verhält! Wie – hattest du gar Grund, etwas vor mir zu verstecken, zu verbergen, zu bemänteln –? Versteckter, uneingestandener Egoismus, düpierter Egoismus? Nun, nun – nicht gar so zaghaft, vor mir braucht ihr's nicht zu verheimlichen; ich gesteh es stolz, daß ich ein Egoist bin. Dafür will ich aber freilich auch länger nicht *eure* verächtliche Miene, *euer* schmähendes Achselzucken zu sehen bekommen! Eure berühmte „Uninteressiertheit“: ha, zeigt her, ein nettes Ding! Eine schöne Interesselosigkeit bis heute, fürwahr – für unser kostbares Gut ...

Aber, wohlan, von nun an wollen wir *beide* offen sein – ich, Stirner, und du, Welt! Wir haben uns nichts vorzuwerfen, mir scheint, ihr seid wirklich nur die betrogenen – Betrüger gewesen! – –

Wir schließen mit der Fassung, die Stirner selbst seiner Lehre gegeben hat:

„Der Egoismus, wie ihn Stirner geltend macht, ist kein Gegensatz zur Liebe, kein Gegensatz zum Denken, kein Feind eines süßen Liebeslebens, kein Feind der Hingebung und Aufopferung, kein Feind der innigsten Herzlichkeit, aber auch kein Feind der Kritik, kein Feind des Sozialismus, kurz, kein Feind eines *wirklichen Interesses*: er schließt kein Interesse aus. Nur gegen die Uninteressiertheit und das Uninteressante ist er gerichtet: nicht gegen die Liebe, sondern gegen die heilige Liebe, nicht gegen das Denken, sondern gegen das heilige Denken.“ (Kl. Schr., S. 144.) *Berlin*, Mai 1906.

* Max Stirner. *Leben – Weltanschauung – Vermächtnis*. Kollektion „Männer der Zeit“, bei Hermann Seemann Nachfolger, 1906. Vom Herausgeber.

Quelle: Stirner-Brevier. Die Stärke des Einsamen. Max Stirner's Individualismus und Egoismus mit seinen eigenen Worten wiedergegeben. Auswahl und Einleitung v. Anselm Ruest. (Hermann Seemann Nachfolger) Berlin [1906]. pp. 3-7.

* * *

Stirner und Nietzsche.

Ein Vorwort.)*

Wo vollkommener Sieg, da ist vollkommene Heiterkeit. Das Kunstwerk, das seines Stoffes in absoluter Weise Herr geworden, ist nichts als Triumph und Freude. Das Lustspiel verbreitet Lust nicht durch lustige Sachen oder Drollerien, sondern durch anmutsvolle graziöse Ueberwindung; so ist denn auch das vielberufene „Vergnügen an tragischen Gegenständen“ sicher nur jenes Vergnügen, das die Allmacht des Dichter-Besiegers widerstrahlt. (Expansion eines Gefühls.)

So tief war Nietzsches ursprüngliches Kunsterkennen gedrungen – er, der von Haus aus ein feinsten Schmecker und Taster vielleicht nur ästhetischer Sensationen gewesen, und der „die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ geschrieben hatte. Da fand er bei *Stirner* den Satz:

„Alle Wahrheiten *unter* mir sind mir lieb; *Ich* bin Herr auch der Wahrheiten.“

Nietzsche schien es, als ob auch der vollkommene Philosoph (= Erkenner) dem Wahren gegenüber schließlich nur einen Standpunkt zu gewinnen und behaupten habe, wie der herrschgewaltigste Künstler gegenüber seinem Objekt und Material. Daß er also einfach zu *siegen*, mächtig zu werden, die Wahrheit – und das war nichts Geringeres als: den Archimedischen Punkt der Welt (Stirner) – in seine Hand zu bekommen trachten müsse, um dann natürlich auch weltselige Freudigkeit zu bringen. Das war denn wirklich eine grandiose Fortführung und (unbewußte) Anknüpfung an jenen fruchtbaren baconischen Gedanken, der schon das Eingangstor zur modernen Philosophie beherrschte: „Wissen ist Macht.“

Nietzsches ständig festgehaltenes Idealbild aber war wohl der Künstler – beruhend eben auf dessen tiefster Wesensdurchschauung. Daß einer genau so auch das Wahre, die Wahrheit selber balancieren, in der Schweben halten könne, – daß sie gar nichts Drückendes, Schmerzendes, Unverdautes mehr an sich haben dürfte –! Daß einer mit der Wahrheit tanzen, schweben lernen

müsse – um jener ganzen himmlischen Kost, jener „tiefen Ewigkeit der Lust“ teilhaftig zu werden, davon die Seligkeit der Kunst immerhin ein Vorschmack –: dies alles könnte sich ihm blitzartig aus einer Art Amalgamierung eigener und Stirnerischer Gedanken offenbart haben ...

Vorher schien ihm, dem großen Aestheten, Wahrheit vielleicht nur durch ein vollkommenes Kunstwerk repräsentiert. Und in der Tat: nicht der Inhalt, die Fabel oder Moral – wohl aber das der Summe der Teile völlig unähnliche Produkt, mithin die *letzte Entlassung* aus einem Skakespearischen Trauerspiel gleicht ja einer Erkenntnis, einer Durchdringung mit etwas ganz Hellem, Feinen und Klaren. Ist Sieg – Ueberwindung – Heiterkeit – Triumph.

Hier also wäre vielleicht der innigste Berührungspunkt zwischen Stirner und Nietzsche zu suchen; alles was sonst darüber gesagt worden ist, von Aehnlichkeiten der Ichbetonung, des Individualismus, des Machtprinzips, betrifft schon untergeordnete, sehr fern abgeleitete darum unvergleichliche Faktoren. Aber der eine hatte eine Perspektive eröffnet, in der auch „die Wahrheit“ in ihrer abstrakten, stolz-unnahbaren, der Person fremden Gestalt menschlicher wurde; und der andere trug nun allem, was ja für gewöhnlich dunkel, drückend, rätselhaft auf Gemütern lastet, diesem ganzen niederziehenden Weltgeheimnis die besondere innere Idealform seines Sieges entgegen:

Nur der Philosoph (sagt er sich), der mit diesem Dunkel wie spielend, machtvoll, gottgleich fertig zu werden weiß, so wie Künstler mit ihrem Stoffe, – nur der wird sich schmeicheln können, die Wahrheit auch wirklich ganz und nicht stückweis zu „haben“, wirklicher „Herr“ der Wahrheit zu sein. Der letzte Prüfstein dieser Wahrheit aber: Unendliche Heiterkeit und Weltfreudigkeit; denn der tiefste Durchschauer und Ueberwinder des Dunkeln kann ja immer wieder nur hell und selig sein; der *echte* Triumphator kann immer wieder nur tanzen und schweben, – kann daher auch andere nur immer wieder zu diesem göttlichen Tanz über Abgründen mitreißen.

Nietzsche überträgt damit streng genommen eine erste Erkenntnis im Aesthetischen auf das ganze Gebiet der Philosophie, oder die Lehre vom Wahren. Mit welchem Recht oder Unrecht – aber hier endigt dieses Vorwort.

*) Eingehender habe ich dieses Thema bereits in meiner Stirnermonographie (Berlin, 1906) diskutiert; doch bin ich seitdem zu ganz neuen Resultaten gelangt, auf die ich zurückzukommen hoffe. Hier nur ein Fingerzeig.

Quelle: Die Aktion. Zeitschrift für freiheitliche Politik und Literatur. Hrsg. v. Franz Pfemfert. 1. Jg., Nr. 29. Berlin, 4. Sept. 1911. Sp. 916/ 917. – Später abgedruckt in: Der Einzige. Beiblatt: Der Unmensch. Nr. 1. BERLIN, den 19. Januar 1919. Herausgeber: Anselm Ruest und Mynona. p. 6. Hier fehlen aber die letzten fünf Worte.

* * *

Zur Geschichte des Individualismus.

... Die Geschichte der Philosophie ist Stirner zu größtem Dank verpflichtet; genau wie sie es Berkeley ist, der die dem alltäglichen Bewußtsein auch recht unbequeme Erkenntnis von der „Welt als unserer Vorstellung“ zum ersten Mal ausgesprochen hat. Gewöhnen wir uns einmal daran, das ewig wechselnde, flutende Meer der Gedanken zu starren, dogmatischen Götzen wie „Wahrheit“ und „Irrtum“ nicht in vorgefaßte Beziehungen zu bringen, nehmen wir Gedanken und Dinge wie ein ewiges herrliches Farbenwechselfpiel am Kleid des Unendlichen, das anders als mit unseren Sinnen aufzufassen uns erst in einem Zustand innigere Verschmelzung – vielleicht im Tode – möglich wäre. Soviel nur ist sicher: da wir lebend dieses innigsten Zusammenhanges mit dem Kosmos uns selten bewußt sind, ja: da eben unser meistes Bewußtsein ein wie gewolltes Zerfallen, eine absichtliche Entfremdung mit dem Ganzen der Welt zu enthalten scheint, so können wir uns um so blinder, vertrauensseliger auch Instinkten hingeben, die wieder das besondere Ich als eine Sache von tiefster Bedeutung empfinden lassen. Der unendliche Zusammenhang jedes Ich mit dem Kosmos dürfte wohl außer Zweifel sein: aber wir fühlen ihn nicht, mein Nachbar kann tief traurig und erschüttert sein, während *mein* Herz jubelt und lacht, das Auge

des A sieht im Augenblick andere Bilder als das Auge des B (obwohl eine Gefühls- und Empfindungssphäre sicherlich durch das Universum geht, und in manchen sogenannten „Uebertragungen“ sich auch äußert): habe ich nicht das Recht, mein gegenwärtiges individuelles Bewußtsein auf sich selber zu stellen, jedes Ich abgeschnitten für sich gelten zu lassen? Eine Methode zuletzt wie jede andere: der eine nimmt das Ich als Teil eines Ganzen, das er aber nicht kennt; der andere nimmt jedes Ich als Ganzes, das er nun aber kennt – nämlich in seinen Bewußtseinsäußerungen; und so hat es Max Stirner genommen. Und darum hat strenggenommen nur er sich in „alle aus dem Begriffe der Individualität folgende Konsequenzen vertieft“; er nennt das Ich „den sterblichen und vergänglichen Schöpfer seiner“. Nicht weil es so ist, sondern weil wir es nur so – wissen. Geht man nun mit anderen Voraussetzungen an Stirner heran und will etwas über die Harmonie der Dinge wissen, oder gar über den Schöpfer aller Dinge oder dergleichen, so erfährt man nichts; denkt man aber daran, daß Stirner von jeglichem Ich als einem in der Gesamtheit der Erscheinungen „einzigen“ spricht: so erfährt man ganz wertvolle Dinge. Hebbel interessierte sich universal: er wundert sich am Ende, woher nur bei soviel Discrepanz noch „geschichtliche Eintracht“ kommen mag. Hingegen Stirner kennt bloß die Freude des Logikers, er denkt einen Gedanken theoretisch zu Ende, gleichgültig, was um ihn her vorgeht.

Ich möchte wissen, mit welchen Voraussetzungen es schließlich stärker bestellt wäre: sehr viele haben nur für uns, weil wir es einmal so gewöhnt sind, die „größere“ Perspektive, die „erhabener“ Auffassung, den „vorurteilsloseren“ Standpunkt, und wie man so sagt. Es ist ganz richtig: hätte Stirner nicht den Atheismus Feuerbachs für eine bewiesene Tatsache genommen, er hätte den Individualismus nicht so beweisen können, wie er ihn bewiesen hat. Aber ist denn der Theismus eine bewiesene Tatsache? Wäre er's – Stirner hätte nach anderen Gründen gesucht, hätte sie gefunden, und für den extremen Individualismus wäre er doch eingetreten. Er ging von Feuerbach aus, der die Religion eine „Entzweiung des Menschen mit sich selbst“ genannt hatte; und er fragte nicht, ob Feuerbach die Religion richtig definiert habe, er fragte nur noch, wie die Entzweiung, der Riß, wieder zu heilen sei. Bei Feuerbach aber waren aus den göttlichen Eigenschaften nur lauter menschliche geworden, nach denen der Einzelne, um ein Ideal „der Mensch“ zu realisieren, unermüdlich streben sollte. Es war wieder der allgemeine Mensch des achtzehnten Jahrhunderts! Nein, sagt Stirner, der bin ich nicht; ich bin dieser bestimmte persönliche, individuelle Mensch, und hat mich das theologische Ideal Jahrtausende fruchtlosen Ringens gekostet – das Ideal „der Mensch“ soll sie mich nicht wieder kosten! Ich selbst (und jeder Einzige) bin jederzeit des Menschen Erscheinung sowohl wie auch sein tieferes und tiefstes Wesen; ich habe nicht Lust, mich nochmals zu entzweien – einem Phantom nachzujagen.

Und so hat er sich selbst von allen Idealen absolviert, und ist auf diese Weise dann auch zu seinen Negationen gekommen, um das Ich von jeder „allgemeinen“ Bestimmung zu befreien: wohlgemerkt – von jeder *allgemeinen*! Damit hört aber die typisch-individuelle nicht auf: und Stirner, der rastlose Ideenbekämpfer, hat sich selbst doch in den „Dienst“ der mit ihm am höchsten und gewaltigsten übereinstimmenden gestellt – den *seines* Ich! Und wenn Du (und X und Y) zufällig finden solltest, daß Dein individuelles Ich sich am tiefsten in einer dem Schillerschen Idealismus nahestehenden Gedankenwelt erfüllen und „ausleben“ würde: Stirner, der „Empörer“, der „Anarchist“ – er hat es nicht verwehrt, nein, gutgeheißen! Er will nur, daß Du – Du selbst seist!

Und damit hat Stirner schließlich das Hebbelsche Erstaunen erklären helfen. Das individualistische Prinzip, um dem Menschen über seine Unselbstständigkeit, seinen Autoritätsglauben, seine suggerierten Empfindungen auch nur die Augen zu öffnen, beginnt mit flammendem Protest, mit Zwietracht und eindringlichem Appell an Deine Einzigkeit; aber der, der Dich aufrüttelt und Dir Dein Ich wieder in die Hände gibt, ist schließlich wie Du ein Mensch mit Deiner Sprache, Deinen Leidenschaften und Deine Empfindungen: und dies ist das

Geheimnis, weshalb bei so viel „natürlichen Zwiespalt doch auch wieder geschichtliche Eintracht möglich“ ist.

Quelle: Der Einzige. Beiblatt: Der Menschenfresser. Hrsg.: Anselm Ruest und Mynona. Nr. 4. BERLIN, den 9. Februar 1919. pp. 5/6. [Siehe Anhang: Hebbel und Stirner.]

* * *

Stirner und idealistische Philosophie.

Der deutsche Idealismus wird auch der konstruktive genannt: von einem destruktiven Idealismus wird man noch nicht viel haben sprechen hören. Das läuft auf die Beantwortung einer Frage hinaus: ist der Idealist, der mir die ganze Welt in lauter Vorstellungen auflöst, eigentlich konstruktiv oder destruktiv? Ferner: „Konstruktionen“: man bewundert, bis zu welcher Höhe und mit welcher Kühnheit alles zusammengeschichtet und aufgebaut ist; ist aber schließlich alles regelrecht konstruiert, so darf es beileibe doch wieder nicht – „konstruiert“ sein! In der Geschichte der Philosophie berufen sich sowohl Aristipp wie Platon auf denselben Sokrates; in der Geschichte hat man selbst geruht (da die Geschichte der Philosophie von Philosophie-Professoren gemacht wird, will es viel besagen), Stirner einen Junghegelianer zu nennen, das heißt, man hat eine „äußerste Linke“ von „Schülern“ festgestellt, in deren Reihen sich nur Rebellen wie Strauß, Feuerbach, Marx, Bauer und zuletzt auch Stirner um den besten Platz an der Hegelschen Sonne streiten. Stirner soll nun natürlich nach der Meinung aller Kathedergelehrten den schlechtesten erwischt haben: für einen solchen Idealisten und Edeldenker aber wie den Baseler Joel schimmert der Schatten um Stirner bloß noch rötlich (rotes Halstuch?). Wie dem auch sei: „an ihren Früchten sollt ihn sie erkennen“: die Frucht Stirner als am Baum der idealistischen Philosophie; Hegel, „Kreatur“ des preußischen Ministers Altenberg, als – rächende Kreatur sich wieder Stirner erschaffend: hier sind echte Fragen!

Und natürlich handelt es sich, wenn einmal um Hegel so auch um Fichte, den Hegel selbst ja erst vollendet zu haben glaubt; und da von diesen Beiden – im Gegensatz zu Schleiermacher und Schelling – bei Stirner auch namentlich öfter die Rede ist, so bedeutet es mehr als Philologe, sich die Beziehungen hier möglichst klar zu machen. Zunächst Hegel. Auch Hegel war von etwas absolut Bestimmungslosem, wie Stirner, ausgegangen, nämlich vom „Gedanken in seiner reinen Bestimmungslosigkeit“, von der „Bestimmungslosigkeit vor aller Bestimmtheit“. Dieses völlig Bestimmungslose nannte Hegel das – Sein. Wird diese Definition auf den Fichteschen Ausgangspunkt übertragen, auf das Ich, so erhalten wir das bestimmungslose Ich Stirners. (Ich, der „Unsagbare“, „Unnennbare“ etc.) Zugleich konnte Hegel selbst darauf führen, da er in der noch unbestimmten, ersten, unmittelbaren Natur sich weiterhin schon die Einheit des Begriffs verbergen läßt. (Enzyklopädie.) Die Unterscheidungen Hegels zwischen dem Menschen als denkendem Geist und der Natur macht der Naturalist Stirner freilich nicht mit; aber – vielleicht unbewußt – nimmt er doch einige Bestimmungen aus den Hegelschen Entwicklungen dieser Natur zum Geiste, um erst von deren höheren Stufen, da nämlich, wo Hegelsche Willkür durchbricht, sich energisch abzuwenden. Daß der „objektive Geist der im einzelnen Willen sich betätigende vernünftige Wille ist, dessen Zweckmäßigkeit darauf gerichtet ist, seinen Begriff, die Freiheit, in der äußerlich vorgefundenen Objektivität zu realisieren, sie zur Wirklichkeit einer Welt zu gestalten“, das konnte Stirner noch durchaus sympathisch sein. Ferner, daß dieser freie Wille Dasein und Person zuerst im Eigentum werde, sowie die abstrakte Fassung des Rechts- und Moralitätsbegriffs. Daß die Beziehung von Willen auf Willen der „eigentümlichen und wahrhafte Boden ist, in welchem die Freiheit Dasein hat“, das konnte so gut den Stirnerschen wie den Hegelschen Rechtssinn ergeben. Was nützt es, daß Hegel nun, um mit dem positiven Recht im Einklang zu bleiben, ausdrücklich die abstrakte Form für leer erklärt? Was nützt es, das Gute erst die realisierte Freiheit zu nennen, die reine unbedingte Selbstbestimmung des Willens als „Wur-

zel der Pflicht“ vorzuführen, dazu von der absoluten Berechtigung des subjektiven Selbstbewußtseins zu sprechen, nichts anzuerkennen, als was es selbst als das Gute weiß – wenn doch gleich darauf diese begriffliche Fassung wieder als absolut nichtssagend hingestellt wird? Warum nichtssagend? Weil der positive Inhalt fehle, nämlich das „objektive System von Grundsätzen und Pflichten im Staate“. Wer aber durfte mir denn jetzt noch einen bestimmten, dogmatischen Inhalt willkürlich hinzuschreiben, wo liegen hier die logischen Fäden, welche die abstrakte Formel mit der positiven Moral doch irgendwie innerlich verknüpfen müßten! Und gefährlich war es jedenfalls auch schon von Hegel selbst, zu bemerken, daß alle unrechtliche und unmoralische Handlungsweise auf die erstere (abstrakt-theoretische) Art auch gerechtfertigt werden könne! Daß Hegel selbst einmal (mit Beziehung auf Sokrates) andeutet, daß in Zeiten der Hohlheit der Mensch seinen eigenen Willen als Gesetz aufstellen dürfe. Gefährlich noch mehr, daß nun plötzlich bei Hegel doch alles gerechtfertigt erscheint, was nur der Staat befiehlt. Daß Gott zu Hilfe genommen wird, um den Staat „seinen Gang“, seine Verwirklichung in der Welt zu nennen. Diesen Gott hat Feuerbach später in die Brust des Menschen zurückgezogen; und Stirner folgte nur, indem er auch „die Bestimmung der Individuen, ein allgemeines Leben zu führen“, die Hegel zuletzt an die Spitze gestellt hatte, verwirft.

Nicht ein allgemeines Leben, sagt Stirner, sondern ein Ich-Leben: die Zersplitterung aber des Fichteschen absoluten Ich in die einzelnen individuellen Iche konnte sehr wohl Schleiermacher (dessen Vorlesungen Stirner so wie die Hegels gehört hat) in ihm vorbereitet haben. Schleiermacher war überhaupt derjenige, der zuerst vom Begrifflichen weiter wegführte, der (nach Schelling) auch das Materielle auf eine viel höhere Stufe der Realität erhoben hatte. Es gibt auch eine Materie des Bewußtseins, sagt er, welche in demjenigen bestehe, was die Seele ohne Bewußtsein sein würde oder wodurch die Seele auch ein Dingliches sei. (Einleitung in die Sittenlehre). Das erinnert stark an die Stirnersche Individualität, welche immer leibgeistig in absoluter Durchdringung ist, und die nicht etwa erst im Denken oder Selbstbewußtsein allein sich manifestieren soll. Schleiermacher ist auch keineswegs mit dem ganzen Dualismus zwischen realem und idealem, materiellem und geistigem Sein einverstanden, und so ist er weiter auch zur spinozistischen Einheit von Denken und Wollen gelangt. Er schließt, daß dieser Gegensatz zum Sein überhaupt gehöre, und daß man von jedem Sein, sofern es als Kraft betrachtet werde, auch sagen könne, es ist ein „wollendes“; bei Stirner aber lesen wir wieder, daß „Kraft nur ein einfacherer Ausdruck für Kraftäußerung“ sei, Wille für Willensäußerung. Nun aber das Wichtigste: worin läßt Schleiermacher diese Einheit von Denken und Wollen besonders vollzogen sein? Im Gefühl! „Im Gefühl ist die im Denken und Wollen bloß vorausgesetzte absolute Einheit des Idealen und Realen wirklich vollzogen; da ist sie unmittelbares Bewußtsein, ursprünglich, während der Gedanke derselben, sofern wir ihn haben, nur vermittelt ist durch das Gefühl, nur Abbildung desselben.“ Damit vergleiche man Stirners „Gedankenlosigkeit“: „Ich will den Gedanken haben, will voller Gedanken sein, aber zugleich will ich gedankenlos sein und bewahre mir statt der Gedankenfreiheit die Gedankenlosigkeit.“ Und diese stärkere Betonung eines unmittelbar Ursprünglichen finden wir nun auch überall in Schleiermachers Ethik. Ueber das bloße „Sollen“, das bestehen bliebe, wenn auch niemals etwas zu seiner Ausführung geschähe, über das Sittengesetz zu seiner Ausführung geschähe, über das Sittengesetz als Gesetz, wenn auch kein Mensch sich je anschickte, ihm zu gehorchen (Kant, Fichte), geht er durchweg hinaus; bringt es vielmehr in die vollständigste Nachbarschaft des Naturgesetzes, das nur von innen hinaus alles Seiende bestimmt. Er scheut sich nicht, darauf hinzuweisen, daß auch „der sittliche Verlauf auf dem physischen ruhe“ und die höchste Sittlichkeit grade „das vollendete Einssein von Natur und Vernunft“ sei. Sollen wir nun daran erinnern, daß derselbe Schleiermacher einmal auch der begeisterte Verehrer und Lobredner von Schlegels „Lucinde“ gewesen ist? Nicht mehr zu der Zeit, von der hier die Rede ist; er ist dann später innerhalb seiner ausgeführten Tugend- und Pflichtenlehre selten genug vom Boden „geheiligter“ Tradition losgekommen. Aber lagen nicht

Denkmale seiner früheren Zeit noch vor Augen, beredtes Zeugnis grade für den jugendkräftigen Schleiermacher abzulegen? In den „Monologen“ war es, wo er bereits eine Form des Individualismus vertreten hatte, in deren genauer Konsequenz auch er selbst schließlich zum „Einzigem“ kommen konnte. Da lesen wir jene gute Stelle: „So ist mir klar geworden, daß jeder Mensch auf eigene Art die Menschheit darstellen soll, in eigener Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare, und alles wirklich werde in der Fülle des Raumes und der Zeit, was irgend Verschiedenes aus ihrem Schoße hervorgehen kann. Mich hat vorzüglich dieser Gedanke emporgehoben und gesondert von dem Geringeren und Ungebildeten, das mich umgibt; ich fühle mich durch ihn ein einzeln gewolltes, also auserlesenes Werk der Gottheit, das besonderer Gestalt und Bildung sich erfreuen soll.“

Der Individualismus Schleiermachers und die Ichreligion Fichtes bildeten nun, so bald man tiefer sah, schlechthin Gegensätze; nach dem Sturz des Hegelschen Systems war aber vorübergehend auch wieder ein Neufichteanismus aufgetaucht. Schleiermacher lehrte, daß jedes Individuum in seiner unvergleichlichen Art seinen Platz im Weltensystem einnehme, irgend eine Vollkommenheit gerade in der Verschiedenheit von anderen realisiere; Fichte dagegen hatte den Satz aufgestellt: „Ein Vernunftwesen muß schlechthin ein Individuum sein, aber nicht eben dieses oder jenes bestimmte.“ War nun den Zeitgenossen Fichte wieder ins Gedächtnis gerufen, so konnte bei den freieren Geistern und skeptischen Naturen seine Ethik, die nur scheinbar auf autonom-individueller, in Wirklichkeit absolut-dogmatischer Grundlage ruhte, in den Zeitläuften der dreißiger und vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bloß ein ungläubiges Lächeln hervorrufen. Sieh nur, wie frei ich durch Fichte geworden bin, so möchte man rufen – mein Ich der alleinige Schöpfer des Weltganzen! Zwar wird es bald darauf das „absolute“ (= allgemeine) Ich genannt; aber auch das muß man ja bald erkennen, daß es schließlich auch so nur individueller Vernunft entstammt! „Ich“ bin Schöpfer auch des Nicht-Ich; aber wozu erschaffe ich es denn? Ich bin Schöpfer alles Guten um mich, das ich genieße, das ich verzehre, das mir Lust macht – wohl, das wäre begreiflich; aber bin ich nicht auch Schöpfer meiner Aergernisse, meines Todfeinds, meines Richters, meines Vorgesetzten, meines Gesetzgebers? Gewiß, sagt Fichte, auch das bist du – und weißt du, warum du es bist? Um dich ethisch betätigen zu können! Ein merkwürdiges Ich, dieses Ich; es ist nicht zufrieden mit seiner angestammten Güte, es muß durchaus dazu da sein, dazu in der Welt sein, um seine Tugenden zu bewähren, gleichsam brillieren zu lassen. Das Ich setzt sich selbst, sowie das Nicht-Ich, um sich praktisch, d. i. ethisch gegen dieses benehmen zu können... In jenen Zeiten aber, als Stirner lebte, da war das Nicht-Ich doch ein gar zu rauhbeiniger, ungemütlicher Geselle geworden. Der Staat, dieses Nicht-Ich, das ich selbst doch nur gesetzt hatte – er fragte wenig danach, daß er „Staat“ doch eigentlich nur von meinen Gnaden, er hetzte mir die Polizeigewalt auf den Hals, er überwachte alle meine Schritte, und dieses Nicht-Ich bewies sich schließlich stärker als sein Schöpfer, das Ich. Dieses mochte beim geringsten Preßvergehen in Gewahrsam schmachten, die Nicht-Iche aber, gegen die es sich ethisch benehmen sollte, triumphierten...

Und doch: die Nicht-Iche, auch die des riesigsten imperatorischen Trotzes, zerschellten schließlich wieder an dieser äußersten felsigen Schranke: am wirklichen Ich, am – Einzigem! Aber da haben wir *Schelling*, dessen Betonung der Materie, in diesem Zusammenhang wichtig genug, wir bisher nur mit einem einzigen Hinweis streiften, beinahe übergangen? Indessen liegt positiv in den Konsequenzen, die schon Schleiermacher für seinen Individualismus aus dem Schellingschen System gezogen hat, das meiste für Stirner mitenhalten; daß nun Schelling bei *seinem*, (grade auch materiell-seelischen) Voraussetzungen dennoch das Reale nie fassen zu können glaubte, das schien natürlich subjektiv weltwesensfremd verlaufende Bahnen einzubegreifen. Aber kein Geringerer als *Albert Lange* hatte doch schon 1866, in seiner Geschichte des Materialismus, erklärt, daß rein logisch genommen, ein solches Divergieren in *Denkresultaten* keineswegs für grundsätzlich angesehen werden müßte. Er deutet die auch grade für uns

heute sehr wichtige Parallele an: Stirners Philosophie *verlange* geradezu nach der Ergänzung durch einen positiven Teil – und nichts anderes soll und wird der „Einzig“ hier geben! – denn „dieser positive Teil eben sei auf den von ihr geschaffenen Fundamenten viel leichter zu konstruieren als das positive System Schellings (bekanntlich *von ihm* immer nur versprochen) auf Grund des negativen.“ Es war klar: nachdem Schelling nicht hatte schauen und inne werden können, *was* eigentlich er auf irgend einer Stufe mit seiner Einheit von Materie und Geist schon in Händen gehabt und – preisgegeben, vermochte er zu einer Realität des Gedachten überhaupt nicht mehr vorzudringen. Stirner hingegen hatte wirklich mit seinem „Ich“, das grade *mehr* denn alles bloße Denken und von ihm Gedachte als – *Person* sich stets leibgeistig auch *inkarnierte*: den weitaus wichtigsten Schritt in medias res, in alle Realität hinein getan! Das Ich ist selbst die vollkommenste Realität, nach der alle idealistische Philosophie – es von vornherein spiritualistisch mit einer Denk-Substanz, einem Geist-, „Wesen“, d. i. Spuk gleichsetzend – vergeblich fahnden mußte. So ist idealistische Philosophie der rechte irrende Ritter Don Quixote de la Mancha und muß als solcher erst sein Sterbebett besteigen, um sich als Alonso Quixano der Gute wiederzuerkennen: diesmal in keinem anderen als Max Stirner. Das hat er selbst wohl gewußt, als er die berühmten Worte schrieb: „Nur die Philosophen können sterben und finden im Tode ihr eigentliches Selbst; ... sie stehen vor dem flammenden Feuer und müssen wie der sterbende Heros ihre irdische Hülle verbrennen, wenn der unvergängliche Geist frei werden soll ... Alles Große muß zu sterben wissen.“¹

¹ Das unwahre Prinzip unserer Erziehung oder Realismus und Humanismus. In: Beiblatt zu N^{ro} 102 der Rheinischen Zeitung. Köln Sonntag den 12. April 1842. p. 2.

Quelle: Der Einzige. Beiblatt: Das Glotzauge. Hrsg.: Anselm Ruest und Mynona. Nr. 5. BERLIN, den 16. Februar 1919. pp. 5-7.

* * *

Die Humanen und Stirners *festere* Sittlichkeit.

Jene Philosophen sind immer am meisten befehdet worden, welche den Menschen besonders liebgewordene Ideale kritisiert und zerpfückt haben – liebgeworden dadurch, daß erst blutiges Kämpfen und jahrhundertlanges Ringen an die Stelle unbesehener Schwärmerei irgendein Gefühl des Erfüllten, Verwirklichten, der – Entspannung (mehr kann man ja durchaus nicht sagen!) gesetzt zu haben scheint. Die Mühe des „Erkämpfens“ hinterläßt nun dem Ideal seinen stärkeren Schimmer; die trockene Brotrinde gilt des vergossenen Schweißes wegen für heiliger, die zerfetzte Fahne, man denke, für schöner als die unversehrte, noch so herrlich gestickte. Aber diese Ideale sind erst die gefährlichsten. Sie laden „nachher“ am ehesten zum Ausruhen ein. Sie haben im Anprall mit Wirklichkeit ihr Eigentümlichstes, ihre zauberische *bildartige* Ferne gerade einbüßen müssen; und aus dem Kampf, einem vorherigen Druck, einer Frohn also erwachsen, konnten sie erst gar nicht das Tiefste, das Freieste selbst in sich aufnehmen und zur eigentlichen Entscheidung stellen. Die seelische Depression der Gemüter zumal nach den lautesten, schwärmendsten Revolutionen bietet ein einfachstes Beispiel. Man schwärmt und ist begeistert im Abschütteln der Sklavenketten; da diese nun aber am Boden liegen, fühlt man schon, daß man eigentlich vergessen habe, für einen neuen Inhalt *nach* der eroberten Freiheit zu sorgen, wünscht fast wieder die Zeit herbei, da man gegen die handgreifliche böse Tyrannis gerechterweise noch eifern konnte!

Nichts galt dem achtzehnten Jahrhundert für so ausgemachte Wahrheit, wie daß die von dem Besten gelehrte Humanität und Toleranz – zu deren Respektierung oder mindestens buchstäblicher Anerkennung man schließlich selbst größtenwahnsinnige Duodezfürsten zwang – ungefähr die überhaupt erste und sittlichste Forderung an den Menschen enthalte. Daß nur wirklicher Zynismus und Frivolität, oder natürlich ein im Innersten dunkelmännisch und reaktionär gesinnter Geist (meist aber beides!) beanspruchen könnte, höhere Stufen der Geistes-*Freiheit* erklommen

zu haben. Beiderlei Vorwurf ist selbstverständlich auf Max Stirner gefallen, der ja bekanntlich *alle* frühere Denk-, Geist-, Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Menschen sich errungen zu haben meinten, nicht bloß ad absurdum geführt haben wollte, sondern mit bösem Spott und Hohn obendrein übergossen hat. Frivol selbstverständlich werden ihm immer diejenigen finden, die zwar noch der Kritik an den heuchlerischen Phrasen der konventionellen Kultur sich jedesmal anschließen, aber schon für die versucherische Größe, z. B. eines Karl Mohr, den nach Schiller selbst „das Verbrechen reizt – nur dieser Größe wegen“ ich wette, nicht die Spur eines Sinnes aufbringen, während sie die ideale Hoheit und Wärme des Dichters natürlich pflichtschuldigst „voll und ganz“ nachfühlen. Aber als Sprößling der Romantik, als finsterner Reaktionär und Dunkelmann konnte Stirner besonders leicht von denen empfunden werden, die ihn hauptsächlich ja über alle dem humanen acht-, und auch dem neunzehnten Jahrhundert so teuer gewordenen Ideale der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, der „allgemeinen“ Menschenliebe und des sogenannten *wahren* „Menschen“, hinausgelangt und – vorgeblich! – zu etwas Besserem, Wahrem gekommen sahen. Wie? (– ungern schon blickte man überhaupt danach hin!) Das Bessere, das Wahrere (mit schlechten Witzen wünsche man jedoch bei so ernster Sache verschont zu bleiben!): der hochmütige, eitle *Mehr-als-Mensch*? Der Einzige, oder gar wirklich der – – *Unmensch*? Da sieht man’s: Der Einzige will alles andere, als nur gerade der Mensch sein! Lassen wir das. Und nehmen wir ihn nicht ernst!

Die Bedeutung der von Mackay wiedergefundenen *kleineren* Schriften Max Stirners liegt so vielfach darin, daß sie, meist vor Beendigung des Hauptwerks verfaßt, in die Vorgänge der sich noch formenden, entwickelnden Gedankenwelt sehr tiefe Blicke tun lassen, da die eben entdeckte Grundidee sich noch neuer, breiter, schwelgerischer empfinden, und der Erkennende selbst erst an Beispielen und Aufgaben Bestätigung zu suchen, gleichsam die Nutzenanwendung auf konkrete Fälle der Kunst, Religion, Schule etc. zu machen scheint. Im „Einzigem und sein Eigentum“ steht dann schon ein viel kälterer, mit sich fertiger und – begreiflich von einem, der in der persönlichen Umgebung bereits auf zahllosen Un- und Mißverstand gestoßen sein muß – höhrender Stilist vor uns. Besonders charakteristisch sind so verschiedene *Rezensionen* Stirners – weniger für die Rezensierten (denen manchmal die unverdienteste Ehre, wie jenem Schulmann, zu teil wird, der das „Unwahre Prinzip der Erziehung“ hervorgehoben), als im eminenten Sinne für den Verfasser. Er hat einmal die „Königsberger Skizzen“¹ des seinerzeit sehr berühmten Hegelschülers *Rosenkranz* (der auf Kants Stuhl Hegelische Philosophie lehrte; aber auch eine Kantausgabe existiert von ihm, wenn ich mich nicht irre,²) in der „Rheinischen Zeitung“ angezeigt, und auch hier wieder wird so recht offenbar, wie für den großen, selbständigen originalen Geist noch das Winzigste Gelegenheitsursache – Seiner Selbst (wie in der Lehre des Geulinx die kleinste Körperbewegung cause occasionelle eines göttlichen Einflusses!) werden kann. Der Althegeianer, offenbar noch in ganzer Blüte, bekommt zunächst einige schmeichelhafte Bemerkungen zu hören; dann aber – soll R. dem Kritikus vielleicht noch einmal sagen, daß er ja bloß *Skizzen* habe geben wollen? – horchen wir unwillkürlich auf ... Soll man, ein so wohl situierter Hegelianer, etwa gar nicht mehr feinschmeckerisch, plauderlieb, skizzenhaft sein dürfen? „Wohl sehen unsere Tage noch sehr eklektisch aus“ – erhebt Stirner plötzlich prophetisch den Ton – „doch sie sind es nicht mehr. Ein Bruch ist durch sie hingegangen, wie über Nacht die Eisdecke des Haffs zerreißt, und ohne ihn zu kennen, wird mancher sorglose Wanderer beim dämmernden Morgen hineinstürzen, weil er von dem krachenden Donner der Nacht nichts vernommen hat und wähnt, er müsse von einem Bruche doch etwas wissen, da er noch vor kurzem dieselbe Straße ungefährdet hin- und her gezogen sei.“³

(Kein Zweifel: Rosenkranz wird hineinstürzen, und die noch übrigen rechtgläubigen Hegelianer alle, es ist um 1840, mit ihm, und die ganze Hegelsche Philosophie, welche doch den Gipfel der gesamten Welt- und Geistentwicklung überhaupt bedeutete, wird nachplumpsen und ersaufen – und es wird wiederkommen das Jahr 1 – –)

In den Skizzen ist allerhand Erbauliches und Unterhaltendes zu lesen, von dem großen Königsberger Brande, von Kants Geburtshaus, von der kritisch-reinen Vernunft aller Königsberger usw. usw. Stirner ist nicht zum Schwatzen aufgelegt; er greift sich, wie er selbst sagt, eine „sehr unscheinbare Stelle“ des Buches für seine Kritik heraus. Keinem anderen damals, tatsächlich, wäre sie aufgefallen. Jeder andere, auch heute, auch gestern, kann einfach darüber hinweglesen – so viel gesunde Vernunft, soziale Gesinnung, allgemeine Menschlichkeit darf, wenigstens bei einem Lehrer der kantischen und hegelschen Moral, nicht ohne weiteres anstößig sein. Das ganze Rosenkranzsche Buch ist überhaupt, was Stirner keineswegs verkennt, von einem humanen und liberalen Geiste geradezu durchtränkt, es wird nicht die kleinste Gelegenheit versäumt, um das Friderizianische Ideal, jeden nach seiner Fassung selig werden zu lassen, also Toleranz in jedem Sinne wieder und wieder zu predigen. (Wir halten schon um 1840!) Und mit soviel Vorurteilslosigkeit – Stirner unzufrieden? Unzufrieden! Denn Rosenkranz, der, wie gesagt, unausgesetzt die herrlichste Duldung verkündet und auf das Sinnlose jeglichen Glaubenshasses nicht müde wird hinzuweisen, drückt sich einmal (man sollte aber wahrhaftig nicht jede Spürnasigkeit und Splitterrichterei eine – Rezension nennen?) merkwürdig aus: „es gehört (sagt er einmal) eben schon eine *festere* Christlichkeit dazu, um mich zu erinnern, daß Christus den Juden die Kreuzigung vergeben hat, vergeben mußte, weil sie nicht wußten, was sie taten.“⁴ Doch verständliche, gleichsam entschuldigende Andeutung, daß freilich das Volk nicht immer solchen höheren Standpunkt einzunehmen vermöchte, wie er einzig erst aus dem tieferen Verständnis der Religion der Liebe sich ergeben könne! – wie? Oder nicht? Was denn sonst??

O – aber Stirner! Der ist gar nicht zufrieden!! Der vergißt über dieser – Ungeheuerlichkeit und Unverzeihlichkeit den ganzen Rosenkranz samt seinen Königsberger Skizzen, und daß er eigentlich eine Kritik für die „Rheinische Zeitung“ habe schreiben sollen, und gibt – schon eine Quintessenz des „Einzig und sein Eigentum“, prachtvoll konkret in der Anwendung. Hören wir!

Was R. hier vertritt, sagt Stirner, *ist* gar nicht „festere Christlichkeit“, sondern lediglich – das Menschliche, das Humanitätsideal; was das instinktiv Christlichere sei, deutet er selbst vielmehr gleich darauf an, wo er sagt: „der Pöbel vermeint wohl, sich darin christlich zu zeigen, wenn er es noch jetzt dem Juden nicht vergißt, was er einst getan.“ Die „festeren Christen“ (sagt Stirner) haben entschieden im Mittelalter gelebt, das aber zugleich, wie man weiß, von aller Milde und religiösen Duldung am fernsten gewesen ist. Die Kultur, der „allgemeine Fortschritt im Bewußtsein der Menschheit“ habe diese selbst dann allmählich zu humaneren Anschauungen geführt, und zwar nicht bloß Christen, an denen sich der Satz von der Feindesliebe leider lange genug unwirksam erwiesen habe. „So entrückt man das einfach Menschliche von seinem Boden, um es in den christlichen Himmel zu verpflanzen, und so kommt man konsequenterweise wohl auch zu einer christlichen Philosophie.“⁵ Wenn man nun deutlich die festere Christlichkeit erblickt – bemerkt man nicht im gleichen Moment die Zwitterhaftigkeit noch des ganzen Humanitätsideals? Die festen Christen – schön; die festen Humanen: wo stecken denn *die*? Da liegt's! Der Humane, der Tolerante, wie er seit Lessings Tagen verstanden wird, war leider noch nie ein ganz mit sich Einiger, Einstimmiger, kein Ungeteilter, kein Kampflos-Selbstverständlicher; er kämpft noch immer mit sich selbst, seiner anderen instinktiven Natur. Er muß sich immer erst klar darüber werden, daß es die Instinkte, die ihn leider noch zum Hasse einladen, von einer höheren Warte des Geistes zu überwinden gilt. Und gewiß überwindet sie der Humane, nur leider kommt er dadurch nie zur Selbständigkeit und Selbstverständlichkeit seiner Empfindungen, bleibt ihm das unbescheidene Gefühl eines Sieges noch immer innewohnen, als hätte er zunächst überhaupt ein – Recht gehabt, zu verachten! „Der *freie* Mensch, von edlem Selbstgefühl durchdrungen, erwürgt dagegen diese Schlange schon in der Wiege.“⁶

Auf R. angewandt: In welchem Verhältnis, fragt Stirner, steht die Humanität zu Rosenkranz?*) Sicherlich ist er schon (antwortet er sich neckisch selbst) „einer der humansten und

liberalsten Menschen im gewöhnlichen Sinne des Wortes.“⁷ Und doch: „Die Humanität leitet ihn wohl auf allen seinen Wegen, allein sie ist nicht in ihm *persönlich* geworden, nicht die Idee, die sich zur Welt seines Selbstes ausbaute, sie ist nicht sein alleiniges Selbstbewußtsein, sein volles Ich, und hat darum keine andere Energie, als die, daß sie ihn *beherrscht*. Der Beherrschte kann es aber nicht lassen, daß er nicht zuweilen seine eigenen Kapricen hinter dem Rücken des Herrn hätte: der Herr ist doch immer nicht Er selbst, und der Diener der Humanität bleibt – für sich ein Christ. Im Leben bestimmt seinen Willen der Herr, die Humanität, in seinem Kämmerlein bestimmt er sich selbst und ist – Christ. An Versuchen wird er es überdem nicht fehlen lassen, den Herrn zu seinem Glauben zu bekehren.“⁸

Nun –: ist vielleicht doch schon an die Stelle des immer noch machtvoll herrschenden Humanitätsideals (etwa nicht? 1914 so gut wie 1919?) etwas Besseres durch Stirner gesetzt worden? Etwas Nützlicheres, auch *in der Tat* Wirksameres, und will man sich nicht endlich darum kümmern? Leiden wir vielleicht alle noch so an der Lessingschen – Humanität und Toleranz (Duldung!), und hätten die sogenannten „besseren Deutschen“ im Kriege, in der Revolution, nicht immer noch statt Potsdam *Berlin* (oder Bayreuth!), aber niemals *Weimar* meinen müssen? Entnimmt man nicht schon dieser kleinen Rezension in nuce die ganze Größe der individualistischen Lehre? Viel, viel zu historisch sind wir alle erzogen: wird ein Mensch, der überhaupt all die überwundene Kulturideale gar nicht zu hören bekommt, die Standpunkte früherer Sitten und Moralen zu durchlaufen braucht, aus sich heraus am Ende nicht viel „menschlicher“, vorurteilsloser *sein*? Ja, wenn erst das „Humane“ – wir selbst geworden, persönlich-innigst mit uns eins und verschmolzen ist! (und hier ist auch schon der ganze Ausgangspunkt und die Beweisführung des „Einzigens.“) Feuerbach hatte gezeigt, wie die Religion den Menschen mit sich selber *entzweie*; Stirner will also Wege weisen, auf denen das Ich mit seinen eigenen Stimmungen, Gefühlen, Ideen wieder fester zusammenwachsen, erst wirklich „individueller“, ungeteilter werde. Damit hatte er jedoch jenen folgenreichsten Schritt, durch den auch in alle Zukunft jeder Materialismus, Naturalismus, (halbe Wahrheit; einseitig; gelähmt;) wie jeder Idealismus, Spiritualismus (halb; einseitig; gelähmt!) mit einem Schlage überwunden werden kann, bereits getan. Denn für die menschliche Entzweitheit, die seelische innere Zerrissenheit macht es wenig aus, ob das doch immer wieder ohnmächtige, nämlich sich selbst für ohnmächtig haltende, zur Ohnmacht verdammende Ringen der Person einem Gotte (transzendent), oder einem – ebenso transzendenten – „Humanus“, einem Ideal vom Menschen, der „unerreichbar hohen“ Menschheits-Idee gilt! Auch aller Rousseauismus, Naturalismus bis auf Stirner tolerierte, „duldet“ mich ja bloß, *mich*, diesen bestimmten persönlichen Menschen – wies mir hingegen den Beruf, die Aufgabe, die „sittliche Bestimmung“ zu, eine Art von *allgemeinem* Menschen, der alle vereinigen sollte, zu realisieren. Auch *meine* Eigenschaften? „Vom Rechte, das mit uns geboren, nach dem ist leider nie die Frage!“ Und nicht einmal um ein *Recht* (das immer auch schon das mögliche Unrecht voraussetzt) kann es sich hier augenscheinlich noch handeln. Sondern einfach um ein Sein, ein Existieren, – aber eben ganzes Sein, heile, gesunde, unangekränkelte, *vollste* Existenz! Sie ist es, die Stirner zum überhaupt ersten Mal seit der christlichen Zeitrechnung wieder im Auge hat, die er nach langer Selbstusurpation von neuem inthronisieren will und tatsächlich inthronisiert. Stirner kommt nicht zu jenem Jenseits von Gut und Böse, das schon auf dem Wege zu einem neuen Soll, einer neuen Aufgabe liegt, er spricht vor allem einmal als Erster das entscheidende: „Weder gut noch böse“⁹ aus. „Nenne die Menschen nicht sündig – und er ist es nicht!“¹⁰ Der Mensch ist jedesmal, was er sein *kann*; wollen wir leugnen, daß hier bereits heillosestem Besserungsfanatismus bei seinen ewig besinnungslos vorgenommenen Blutkuren, Aderlässen, in den Arm gefallen wird? Aber das betrifft vor allem Grundlagen der Beweisführung, besagt noch gar nichts Positives – was zumeist vergessen wird! Wenn nun der viel härtere, *festere* Stirner im „Einzigens“ gegen die gesamte sittliche Weltordnung auszuholen scheint, sie kopfzustellen droht: sieht man nicht, wie gerade *er*

in viel tieferem, wurzelhafterem Sinne sie auf der anderen Seite *bindet, bestätigt* – indem er lediglich ein wahres und wirkliches Ich hinter sie zu stellen, zu ihrer tatsächlicheren Realisierung und Inkarnation aufzurufen wünscht? Und ja kein lügnerisches, konventionelles, – wie er mit dem Beispiel vom humanen-inhumanen Rosenkranz so treffend erläutert? –

*) Zufällig scheint uns auch dieser Rosenkranz ein rechter – Partner des Goldenen Sterns zu werden!

Quelle: Der Einzige. Beiblatt: Der gestirnte Himmel. Nr. 23/24. Berlin, den 29. Juni 75 n. St. E. (1919 a. Z.) pp. 270-273. – Dieser Text erschien als eine überarbeitete Fassung unter dem Titel: „Max Stirner und das Humanitätsideal. Zum 50. Todestage des Philosophen (25. Juni 1856 bis 1906) in: Sonntagsbeilage der Königsberger Hartungschens Zeitung. Nr. 290. Sonntag, 24. Juni 1906, erschien. [Siehe Anhang.]

¹ In: N^{ro} 207. Beiblatt zu N^{ro} 207 der Rheinischen Zeitung. Köln Dienstag den 26. Juli 1842. pp. 1/2. – ² Karl Rosenkranz: Geschichte der Kant'schen Philosophie. Hrsg. v. Steffen Dietzsch. Philosophiehistorische Texte. (Akademie-Verlag) Berlin 1987. – ³ Das Zitat lautet korrekt: „Wohl sehen unsere Tage noch sehr eklektisch aus, doch sind sie es nicht mehr. Ein Bruch ist durch sie hingegangen, wie über Nacht die Eisdecke des Haffs zerreißt, und ohne ihn zu kennen, wird mancher sorglose Wanderer beim dämmernden Morgen hineinstürzen, weil er von dem krachenden Donner der Nacht nichts vernommen hat und wähnt, er müßte von einem Bruche doch etwas wissen, da er noch vor Kurzem dieselbe Straße ungefährdet hin und her gezogen sei.“ – ⁴ Das Zitat lautet korrekt: „so gehört eben schon eine festere Christlichkeit dazu, mich zu erinnern, daß Christus den Juden vergeben hat, vergeben mußte, weil sie nicht wußten, was sie thaten.“ – ⁵ Das Zitat lautet korrekt: „So entrückt man das einfach Menschliche von seinem Boden, um es in den christlichen Himmel zu verpflanzen, und so kommt man consequenter Weise zu einem christlichen Staate und wohl auch zu einer christlichen Philosophie.“ – ⁶ Das Zitat lautet korrekt: „ein *freier Mensch*, von edlem Selbstgefühl durchdrungen, erwürgt diese Schlange durch die Macht der Humanität schon in der Wiege.“ – ⁷ Das Zitat lautet korrekt: „wenn er auch im gewöhnlichen Sinne des Wortes gewiß einer der humansten und liberalsten Menschen ist.“ – ⁸ Das Zitat lautet korrekt: „Die Humanität leitet ihn wohl, wie unzählige Andere, auf allen seinen Wegen, allein sie ist nicht in ihm persönlich geworden, nicht die Idee, die sich zur Welt seines Selbstes ausbaute, sie ist nicht sein alleiniges Selbstbewußtsein, sein volles Ich, und hat darum keine andere Energie, als die, daß sie ihn *beherrscht*. Der Beherrschte kann es aber nicht lassen, daß er nicht zuweilen seine eigenen Capricen hinter dem Rücken des Herrn hätte: der Herr ist doch immer nicht Er selbst, und der Diener der Humanität bleibt – für sich ein Christ. Im Leben bestimmt seinen Willen der Herr, die Humanität, in seinem Kämmerlein bestimmt er sich selbst und ist – Christ. An Versuchen wird er es überdem nicht fehlen lassen, den Herrn zu seinem Glauben zu bekehren.“ – ⁹ Max Stirner: Der Einzige und sein Eigentum. (Reclam) Stuttgart 1991. p. 5. – ¹⁰ Ebenda, p. 405. Das Zitat lautet korrekt: „Nenne die Menschen nicht Sünder, so sind sie's nicht“.

* * *

Biographische und erläuternde Einführung.

Zur Einführung

Das Werk, das wir auf den folgenden Blättern neugedruckt vorlegen, ist in die Reihen sämtlicher Bücher der Weltliteratur nur schwer systemgerecht einzuordnen. Ist es das Buch eines Dichters, eines Philosophen, eines Politikers? Der Niederschlag wechselnder Launen eines geistreichen Mannes, Schriftstellers, Lebenskünstlers? Eines bloßen Spielers mit Worten, Skeptikers oder ... Religionsstifters? Man hat Elemente jeder sprachlichen Sinnvermittlung in ihm gefunden und finden können; aber die Abweichungen von der gewohnten einschlägigen Art waren gleichzeitig immer so stark, daß einzig die Verwunderung über die Mischung aus jeder, den Reim noch des Ungereimtesten am Schlusse übrig blieb. Daß ein Denker überhaupt, ein „Denker schlechthin“ so schrieb, schien ja klar; auch ein Philosoph? Dieses Buch, als endlich auch die akademische, d. i. vornehmlich historisierende Philosophie sich entschloß, seinen Verfasser Max Stirner in die Zahl der Philosophen einzureihen – als „Junghegelianer“ oder „Hegelianer der äußersten Linken“ wie bekannt –, hätte eigentlich allein schon der Anlaß sein müssen, jenem längst nicht erklärten Etwas nachzuspüren, das neben allem nur logisch-gedanklich, d. i. in Begriffen Aufschiebbaren schließlich noch ungesagt, aber nicht weniger wirklich, als – Wirken eines offenbar irrationalen, kurz „individuellen“ Faktors sich mediumhaft verrät.

Als wäre „der Mensch in seiner Qual verstummt“: Nun aber ist dieses Werk hier sein einziger Schrei, der rettende Aufschrei vor dem brustzuschnürenden Alpdruck – und wie befreiter Atem

blieb und bleibt „Der Einzige und sein Eigentum“ nun stehen. Dieses Buch ist infolgedessen ein ganzes und vollständiges Ich und An-sich-selbst, deutlich verspürbar noch wie eine lebende Person, und nur wenn man „es“, gewohnt abstrahierend, in einer Reihe mit den tausend anderen Büchern und Buchstabenklitterungen sich vorstellt, fragt man neugierig auch nach seinem Rückenschild gleichsam, nach Namen und Autor. Aber der Mann und „vir unius libri“ – der Mann dieses einzigen Buches – sind durchaus ein dasselbe. Wer nicht beides zugleich in ihm findet, hat noch keins von ihnen *ganz* gefunden. Und zwar muß er, nach den Zeugnissen der besten Leser bisher, zehnmal lesen, bevor er restlos findet. Hat er aber so oft und so gründlich gelesen, und eigentlich nur eins – den Schrei zuletzt vernommen: dann wird ihm plötzlich, seltsam bekannt, auch die Stimme, der Klang daraus anmuten, nämlich wie ganz seine eigene. Und es wird ihm plötzlich nichts mehr, weder Eigenes, noch sogenanntes Fremdes darin, zu trennen möglich, – und er wird selbst der Befreite sein.

Dies ist das wichtigste Eindringen in das Buch, von einer subjektiven Seite her, natürlich wollen wir auch keinen der üblichen „objektiv-historischen“ Wege, die ja selbst immer noch ein bloß erstarrtes, versteinertes Subjekt enthalten, außer acht lassen, wenn uns auch sofort zwischen beiden Methoden seltsamste Unstimmigkeit auffallen sollte. Müssen doch erst recht alle Hilfsmittel erlaubt sein, wo es sich im letzten Grunde, wie wir jedenfalls glauben, um *uns selbst* handelt...

*

*

*

Das historische Dasein Max Stirners erscheint heute, dank der konzentrierten Bemühungen seines Biographen John Henry Mackay gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, sowie späterer Forschungen von Steiner, Mayer, Lachmann, Houben, Engert u. a. genau umschrieben; wörtlich: umschreiben, nämlich mit so vielen amtlichen Dokumenten und Urkunden, wie sie für die verschollene Regierungszeit irgendeines Königs oder für einen mittelalterlichen Maler, von dem zwei oder drei Bildnisse erhalten sind, ohne weiteres für ausreichend angesehen werden. Für einen originalen, und, zwar nicht öffentlich, aber schon in Briefen der namhaftesten Zeitgenossen seiner Bedeutung noch voll erkannten Schriftsteller, der vor noch nicht siebenzig Jahren in Berlin gelebt hat, erregen sie durch ihre geringe Anzahl und zunächst vermeinte Aufschlußunkräftigkeit beinahe Erstaunen, wenn nicht Enttäuschung. Denn so fremd es im kleinkrämerischst-philologischen Jahrhundert klingt: mit ihnen, den „offiziellen“ Urkunden zusammen, findet sich auch nicht eine einzige persönliche Briefzeile, keine eigene Tagebuchaufzeichnung, keine charakteristische Gesprächsüberlieferung eines Freundes oder Bekannten (außer etwa einer in Alfred Meißners Autobiographie zu lesenden), höchstens noch dieser und jener, jedoch mehr ein allgemeineres achtundvierziger Milieu als ihn selbst darin schildernder Bericht einiger jüngerer Zeitgenossen, die gleichsam noch Stirners Silhouette im „Kreis der Freien“ eben *mitbemerkt* haben. Silhouetten-, ganz fern umrißhaft, oder gar täuschend schattenblaß wirken denn auch die drei einzigen Bildnisse, die (angeblich) von ihm existieren: das eine überhaupt nur aus mehr als vierzigjähriger Erinnerung von Friedrich Engels gezeichnete und „bestimmt unähnliche“, das zweite von Dr. Mayer gefundene, von R. Engert veröffentlichte: inmitten einer Gesamtkarikatur der „Freien“ – und doch, wie es ist, noch anhaltspunktreichste, endlich das dritte von Engert selbst entdeckte „Jugendbildnis“*, ohne die nötigste Verbürgtheit bisher und auch ohne jede Gesamtbeziehung zu seinem sonstigen Leben und Vorhandensein. – Bloße chronologische und topographische Daten, ebenfalls Bildnisse einer Person, verlangen ja aber überhaupt immer (was leicht vergessen wird) ihre eigentlichste Ausfüllung, Deutung erst durch das Werk des angeblich nur so und mit ihnen Gefundenen – vielmehr wird ja gar nicht gesucht, wo schon die Werkspur verloren gegangen, darüber aber das Nähere weiter unten – und hier erst einmal die „Daten“:

„Max Stirner“ ist ein Schriftstellerpseudonym; der es sich gab, etwa Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als dreistes Wort sich eben häufiger hervorwagte, nur – unter ständiger Bedrohtheit zugleich, hieß Johann Kaspar Schmidt und war am 25. Oktober 1806 zu Bayreuth geboren. Verlor früh den Vater, einen Musiker und Instrumentenbauer, und stammte mütterlicherseits von dienenden Vorfahren (Reinlein aus Erlangen). Der Knabe besuchte, nachdem die Mutter sich in zweiter Ehe mit einem Apotheker Ballerstedt verheiratet hatte und nach dem östlichen Deutschland (Culm a. W.) übergesiedelt war, vom 12. bis 19. Lebensjahr, bei Verwandten wohnend, das humanistische Gymnasium seiner Vaterstadt, an dem ein Hegelianer strengster Observanz, Gabler, als Direktor fungierte. (Gute Zeugnisse.) Erste Berührung mit Hegel'scher Doktrin, von der die Welt damals voll ist: Fortsetzung nun an Hegels eigener Lebensstätte Berlin, wohin für den Studenten der klassischen Philologie überdies Böckh und Lachmann Anziehungspunkte sein konnten. Gehört hat er ferner sicher bei Niebuhr und Schelling, Schleiermacher und Marheinecke; später aber, nach Besuch auch der Erlanger Universität, sein Studium „häuslicher Verhältnisse wegen“ (die unbekannt sind) jahrelang unterbrochen, um sich erst 1834 der eigentlichen Lehrberufsprüfung in Berlin zu unterziehen. Die damals von ihm beim Schulkollegium als Staatsexamensarbeit eingereichte Abhandlung: „Über Schulgesetze“ ist erst vor etwa fünf Jahren von Dr. Rolf Engert, Dresden, wiederentdeckt und 1920 zum erstenmal im Druck vorgelegt worden. Man ist erstaunt zu finden, daß schon der Jüngling darin das Problem des Ich und die Grenzen seiner Freiheit, seiner Bestimmung, in die Mitte der (längsten) theoretischen Grunduntersuchung seines Themas gerückt hat, das er erst gegen Schluß hier auch für praktische Forderungen und Erwartungen seiner Examinationen zu wohlfeiler Nutzenanwendung zurechtbiegt. Als Lehramtskandidat scheint er lange vergeblich auf Anstellung haben warten zu müssen, so daß er eine sich bietende Gelegenheit, an einem Mädchenpensionat in Berlin (Mme. Gropius) zu unterrichten, ergriffen, und diese Tätigkeit auch jahrelang zur größten Zufriedenheit der Vorsteherin, auch noch Nachfolgerinnen, ausübte. Dies ist (einerseits) der „liebenswürdige Privatlehrer“, den bis vor kurzem noch ein greises Berliner Fräulein von der Goltz, freilich ohne viel Charakteristisches weiter, in dankbarer Erinnerung trug, dies der „höhere Töchtereschullehrer“ von schlichten, tadellosen und fast pedantischen Formen, – und dies ist, (andererseits), nur die gleiche Zeit gerade, derselbe, der von schöpferischer Unrast ergriffen, keinen Satz der Hegel'schen Entwicklungen und Synthesengespinnste mehr auf sich beruhen läßt, sondern offenbar bis zur baren Auflösung ins Nichts weiterdenkt, der als *seine* Zeit, als jüngste und letzte Zeit (an der gemessen „alles doch nur einen stationären Platz einnehmen könne“) höchstens noch die Kritik der äußersten „Linken“ gelten läßt, also der Strauß, Bruno Bauer, Feuerbach und dergleichen, und der mit Freunden nur *dieses* Schlages, den „Freiesten“ damals, allabendlich in dem dafür eben „berühmten“ Hippelschen Weinrestaurant verkehrt. Daß eine solche doch nur scheinbare Antithese sehr wohl bestehen kann, begreift sich an Beispielen (wie der dogmenstürzende Astronom Kopernikus sehr wohl katholischer Erzbischof, und der zweite „Kopernikus des Geistes“, Kant, preußischer Universitätslehrer bleiben konnte); daß sich mindestens von der letzten Seite her, die so deutliche Zusammenhänge mit der ganzen zeitgenössischen Denkart und Philosophie schon vorhergesagt, die das nunmehr erscheinende Werk von 1845 durch ständige Zitierung der damals bekanntesten Fortschrittler sichtlich noch unterstreicht, die „historische“ Ableitung „Genese“ des Autors von selbst „ergeben“ werde: bleibt der verführerische Schein, dem nur bei näherer Kenntnisnahme die größten Unsicherheiten und Paradoxe wieder entgegenstehen. Denn gerade nur nach der Brücke zu dem zweifellos Anderen, dem Originalen, das, zwar zeitgeboren wie alles, dieselbe Zeit zwar schon stützen, sich aufbäumen – aber im selben Maße sogleich auch wieder sich gegenbäumen heißt, den Fremdkörper im eigenen Strom möglichst auszuspielen: muß man doch fragen, wenn man sieht, wie dieses Werk des angeblichen „Acht- und vierzigers“, kaum drei Jahre vorher im berühmtesten Verlage der Zeit (Otto Wigand, Leipzig) erschienen, von Arnold Ruge als „frischer Morgenruf im Lager der schlafenden Theoreti-

ker“ begrüßt, von Feuerbach (brieflich) das „Werk des genialsten und freiesten Schriftstellers den er kenne“ genannt, zur Zeit des Sturmjahres selbst schon fast wieder verschollen ist, von da an, unerbittlich – wie allmählich das Schicksal seines Autors auch – in die Strudel folgender Jahre und gänzlichen Vergessens hinuntergerissen wird ...

Aber man kann für jetzt die hier nur vorweggenommene Größe und Originalität des Werkes selber bezweifeln und Verschollenheit einfach verdient finden: dann bliebe in der Tat, außer den schon erwähnten Zeugnissen für jene, bloß noch das ebenso bezeugte allgemeinere *erste* Aufhorchen nach seinem Erscheinen zu erklären; das aber könnte natürlich leicht auch gewollter Mache und gesuchter Sensation einmal folgen. Die Art indessen, wie fast der ganze „offizielle“ Geist jener Jahre – die Marx, Engels, Heß, Kuno Fischer, die Bettina u. a. – von dem Buche Notiz nimmt, mit scharfen Ausfällen, mit höhnend-bitterer Satire und strenger „ad-absurdum“-Führung; wie aufgeschreckte Bürger sich erschreckt vor dem hier zum Ausdruck kommenden Zeitgeist, einem wahren „Ballettgeist“ bekreuzigen („Grenzboten“): stellt Ernstgemeintes ja nicht einmal in Zweifel. Etwas unsicherer ist sich schon die damalige Zensur dem Werke gegenüber gewesen, über deren Schwankungen, Stimmungen, Intrigen (in den damaligen X deutschen Kleinstaaten) soeben Prof. Houben ein amüsanter Kapitel geschrieben hat¹. Zuletzt aber hat sie dieses Buch doch jedenfalls nur als „zu“ paradox, darum ungefährlich, passieren lassen, während einem „Anspruch auf Originalität“, auf wirkliches „philosophisches System“ – dessen Unrichtigkeit freilich „leicht auch von dem Ungeübtesten erkannt werden könne“ – einfach stattgegeben wird. Wie dem also vorläufig sei, eine – jedenfalls auch gewollte – Originalität und Paradoxie enthüllt aber fraglos gleich eines der Titelblätter; denn dort, in großen Buchstaben, las man es, wem diese „philosophischen, dem großen Haufen völlig unzugänglichen Abhandlungen“ (hannoversche Zensur!) eigentlich gewidmet sein sollten: – „Meinem Liebchen Marie Dähnhardt“. Die späteren Drucke des „Einzigsten und sein Eigentum“ haben indessen diese Widmung, unbeschadet aller weiteren, eigentlichen Textworte, sämtlich schon weglassen zu können geglaubt; – wir mir scheint, nicht mit vollem Recht. Denn es lag ihr doch wohl auch eine gewisse betonte Einstimmigkeit mit dem Buchinhalt, dem Protest gegen jede fremd-äußerliche Sanktionierung innerer Beziehungen, zugrunde, wenn wir – nunmehr im Verfolg der äußeren Lebensgeschichte und Daten fortwährend – das „Liebchen“ Stirners zu diesem Zeitpunkt längst als seine eheliche Frau (1843) antreffen. – Diese Marie Dähnhardt hatte Stirner schon einige Jahre vor Erscheinen seines Werkes im Kreise der „Freien“ – als Auch-Freie also, „Emanzipierte“ – kennengelernt, so daß er wenigstens bei ihr mit dieser Widmung auf Verständnis zu treffen hoffen durfte; bei der sonstigen Außenwelt muß er immerhin mit einiger Verblüfftheit rechnen. Denn gerade die legitime Trauung Stirners mit Marie Dähnhardt, eine Szene, bei der verzweifelt eine Bibel gesucht wird, die der Börse Bruno Bauers abgestreiften Messingringe improvisierte Trauringe bilden müssen: hatten ja seinerseits tagelang einen lustigen Berliner Stadtklatsch abgegeben. (Vgl. John Henry Mackay-Biographie, sowie meine eigene Monographie, 1906, S. 60.)

Marie Wilhelmine Dähnhardt, Tochter eines wohlhabenden Apothekers aus Gadebusch, war, beiläufig, schon die zweite Frau Stirners: die erste, anscheinend die „filia hospitalis“ seiner Studentenjahre, eine geborene Burtz, war ihm nach nur einjähriger Ehe, zugleich mit einem Kinde, in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts gestorben. Auch die neue Verbindung, die ihm übrigens eine größere Mitgift zur Verfügung stellt, hat nur kurzen Bestand; sehr baldiger innerer Entfremdung der Ehegatten, äußerer Trennung (1847) folgt auch gesetzliche Scheidung (1850). – Und da wir einmal seine materielle Lage gestreift haben, so gewähren hier gerade die einsilbigsten und nüchternsten Dokumente – wie wir wenigstens immer gleich nachfühlen zu können glauben – beredten Eindruck genug. Stirner besaß von Haus aus kein Vermögen, und die Privatlehreranstellung, – die er wohl gar nicht geliebt hat, und die er im Moment aufgibt, da er Marie Dähnhardt heiratet – hat ihm sicher kein „üppiges Leben“ verschaffen können. Schreiben, Schriftstellerei, betrachtet Stirner nur als einen der Genüsse dieses Lebens, auch, vielmehr ge-

rade wenn man sich ihm mit höchster, ja quälender Mühewaltung unterzieht; aber das ist schwerlich die Schriftstellerei zugleich, die auch Brot abwirft, nicht jene Schriftstellerei, die vom „Selbst-Genuß“ in der Weise des „Einzigsten und sein Eigentum“ spricht, wie überhaupt von einem Sein und Lebenszustand, mit dem Welt noch gar nicht kongruiert, den sie als ewige Gegenwart weder schon lebt noch begreift. Der anderen, der Brotschriftstellerei befließigt er sich nun aber nur so, wie er auch Stunden gab oder gibt, – das eine Mal politisiert oder rezensiert, übersetzt oder kompiliert, das andere Mal, daneben, auch gar ein kaufmännisches Projekt anpackt, nachdem auch Marie Dähnhardts Vermögen vertan ist, die Not auf die Dauer nicht bannt, hinterläßt uns wenigstens trotzdem mehrere vorzügliche Essays², eine gute Übersetzung der Nationalökonomien J. B. Say und A. Smith und eine (fragmentgebliebene) „Geschichte der Reaktion“ in zwei Bänden (1848/9)**; der „Kaufmann“ Stirner macht unweigerlich bankerott, und die „sauergewordene Milch fließt in den Rinnstein“. – Urkundlich von seiner Not sprechen nun bald ein dauernder Wohnungswechsel (um sich Gläubigern zu entziehen), öffentliche Darlehns-gesuche in der Zeitung, schließlich zweimalige Schuldgefängnishaft. Aber schon von einer – „Tragödie der Not“? Das wäre ja nun wieder dieser allzutäuschende Aspekt von draußen, der noch gar kein „Wer“, kein Subjekt dieser Not erblickt – nicht diesen als heiteren, hedonistischen Lebensphilosophen gerade tradierten Menschen, der durchaus nur tiefgründigen, unüberwindlichen Optimismus hegt, der immer mit einem recht langen Hiersein gerechnet hat, sich aber vornimmt, jedenfalls schon das Heute, die unwiederbringliche Minute festzuhalten und auszukosten. Ein Mensch, der Geselligkeit liebt, Wein, gute Zigarren; der gern feiert, pokuliert, Sylvesternächte durchzechet (Bericht von Kertbeny) und sicher schon mal, wie Marie Dähnhardt spricht, (die ihn als betagte Greisin noch haßt und verachtet) „Geld auch verspielt und verschwiemelt“ haben wird. Kein Mensch wohl jedenfalls, der sich bereits auf olympische Harmonie oder ruhige Weisheit eingestellt haben dürfte, – und den doch, vielleicht aber nur als eine Kuriosität, ein „Original“ eben?, eine Kategorie von Durchreisenden Berlins aufzusuchen pflegte, wie uns Alfred Meißner bestätigt. – Der dann zuletzt auch durchaus nur einen zufälligen, keinen „tragischen“ Tod (wie man als Jüngling wohl meint) gestorben zu sein braucht: denn plötzlich, während es „literarisch“ allerdings schon auffallend lange wieder um ihn still geworden war, raffte den erst Fünfzigjährigen ein Wundfieber infolge „allgemeinen Geschwulsts“ hinweg, das durch einen giftigen Fliegenstich verursacht zu sein scheint (am 25. Juni 1856).

*

*

*

Man kann nun aber auch, gerade wenn man sich jetzt Mühe gibt, die noch so tot scheinenden Data und Urkunden „an Hand“ des einzigen Werkes mit persönlichem Leben zu erfüllen, bei Stirner allzuleicht fehlgehen – und man ist bisher fast nur fehlgegangen. Denn das „An Hand“ genügt eben nicht für den „vir unius libri“, hier darf kein bloß Vergleichsweises walten, sondern muß sogar Identität, völlige Einheit von Person und Wort erkannt und festgestellt werden. Dann wäre mithin „der Einzige und sein Eigentum“ ernstlich als – Autobiographie anzusehen?, und in der Tat, von Ihm, von „Meiner“, „Mir“ und „Mich“ – ja wirklich nur von Stirner, diesem „armen empirischen Teufel“, wem denn sonst!? – scheint doch hier einfach jede Seite zu melden ... Aber wie dann noch von „größten Materiallücken“ sprechen, von beinahe rätselhafter Obskurität und Verschollenheit eines noch kein Jahrhundert Toten? Denn – und jetzt noch hinzu, zu diesem Buch eben gerechnet, – dies ganze, vom Biographen herbeigeschaffte und durchforschte „Material“: soll das nun noch gering und lückenhaft heißen, und was will, erwartet man eigentlich mehr? Von manchem selbst der berühmtesten Erfinder, Entdecker, die man noch täglich nennt, hat man längst nicht so viel, von nicht wenigen gerade der größten Philosophen und Denker ebenfalls nicht, oder ein Unbeträchtliches mehr, sogar von eines Kant sehr langen Jugend- und

Entwicklungsjahren liegt das meiste, in solcher Richtung wenigstens, vollständig unbelichtet. Also – und das ist hier die wichtigere Frage! – was sucht und suchte man noch, und mußte man nicht schon dabei immer, dahinter, ein großes Mißverständnis vermuten? Das war und ist's auch sicher, bis heute, denn allzusehr und gern schon liest (und las) man dies Werk als – „seine“ Autobiographie: bloß völlig ungewohnt noch gerade seiner Sprache und Sprechart, absolut uneingeweiht in die Mysterien eines wirklichen Ichs, als „Einzigem“ bringt man – analog bloß, und darum nichts wissend! – auch an dieses „αυτοσ“ oder selbst jene bloß traditionell-biographischen Begriffe, einfach: die Muster, Rubriken, Fächer aller durchschnittlich bekannten „empirischen Personen“ (mit Geburts- und Sterbedatum, ob Gelehrter oder Dichter, konservativ oder revolutionär ...) heran, und wunder sich, wenn dann alles so wenig paßt noch sich reimt ...

Aber all jene gewöhnlichen und bekannten Autobiographen, die wir dafür nehmen und die uns von sich, den „Autoren“, als den, von ihrer Selbstdarstellung zwar noch wohl unterscheidbaren, Erlebens-Personen angeblich stets die beste, weil doch *so gut wie identische* Kunde geben sollen: haben diese ihre Person, aus bloßer Erinnerung und Selbstbeobachtung, auf so „direktestem“ Wege, wie sie zwar glauben-, meist noch gar nicht erblicken und antreffen können, sondern haben umgekehrt, beeinflusst von der gerade abstrakten Anschauung des Historiographen, in allerlei Zufälligem, dem Drum und Dran des Weltlebens ihr Charakteristischstes gesehen. Eine wirkliche und echte „Autobiographie“, wie sie hier nur gemeint sein kann, wenn von geradezu absoluter Selbigkeit, Identität zwischen dem Mann und seinem Werk die Rede, und die auch immer noch fühlbar, konstatierbar sein soll: darf daneben etwas sogenannt Zweites, eine von diesem Verfasser hier noch abtrennbare, „objektiv-historische“ Privatperson gar nicht kennen; – als letztes und ganzes Resultat muß eben auch hier schon Einziges, der Einzige und sein Eigentum allein bleiben. So kann und darf es also einfach in diesem Fall gar nicht zweierlei Seiende oder Iche geben, zwischen denen dann noch Vergleichung überhaupt, Übereinstimmung oder gar nun – völlige Divergenz möglich wäre; es kann gar nicht das eine Mal den „unauffällig-Schlichten“, Bescheidenen, Ehrgeizigen“ – das andere Mal den „unerhörten Revolutionär“, mit der Losung des Krieges aller gegen alle, das eine Mal den „Kühnsten und Freiesten der Schriftsteller“ – das andere Mal den „ertaunlicherweise“ nicht unter den Barrikadenkämpfern von 48 Befindlichen, hier den (beinahe) „blutrünstigen Anarchisten“, dort den gemütlichen Zecher und höchstens im harmlos-geistreichen Disput sich Erhitzenden geben: ehrlich gestanden gestanden, war aber nicht *das* bisher die hauptsächlichste Diskrepanz immer gewesen, die man beim Forschen auch nach den doch „objektiven“ Urkunden – als könnte es sich überhaupt noch um eine andere als die einmal zeitlos im Werk stabilisierte Person handeln! – bedauern zu müssen meinte?

Genau so Verkehrtes wird aber immer auch die von diesem Autor selbst sich kühl und vornehm entfernende – „objektiv sein“; heißt dies ja immer noch! – historisierende Methode zu Tage fördern, wenn sie nun die gerade schon im Werk so zahlreich verstreuten „zeitlichen“ Beziehungen, Anklänge, Berufungen zwar aufgreifen, aber wieder nur abstrakt, zusammenhangs-*entfremdet* also, verwerten will. Daß ein ein natürlich auch deduzierender, ableitender, u. a. eben philosophierender Stirner nirgends den Anspruch erhebt, „vom Himmel gefallen“ zu sein, sehen wir ja; Fichte und Hegel, Encyklopädisten und Rousseau, Proud'hon und Weitling – sonst aber übrigens auch die kleineren und kleinsten Raisonneure „seiner“ Zeit werden ja dauernd zitiert, und Philosophen wie Bruno Bauer und Ludwig Feuerbach erhalten ja schon mit den ihnen entnommenden Mottis eine Bedeutung zugewiesen, wie sie sonst eigentlich nur richtige „Ausgangspunkte“ neuer Gedankensysteme zu haben pflegen. Ebenso muß dann aber auch, in *diesem* Zusammenhang, Stirners eigenste Behauptung untersucht werden – und zwar: unvereinommenst! mit letzter Gewissenhaftigkeit! – daß gerade mit dem, was *er* schreibend uns bringt, etwas absolut Neues anhebt, ein neuer Abschnitt Welt, Dasein, Leben beginnt, einfach „da ist“: „Der Einzige!“ Was oder Wer ist er? – aber alle Brücken, Übergänge,

Stufen zu etwas so total Anderem, Verschiedenen sind dann natürlich mit einem Schlage abgebrochen (oder alles dazu Behauptete ist einfach schon eitel Geflunker, Bramarbasieren!) – früheres ist einfach nur unerwähnt, um (negativ bloß!) seine völlige Andersheit demgegenüber, was immerhin noch *gesagt* werden konnte, zu betonen: „Der Einzige“ – dies sein Wesen, sein eigentlicher Kern dagegen – könne nun nicht einmal mehr *gesagt*, definiert werden, sei das Unsagbare, Namenlose schlechthin!

Diese vom Autor, ob er gleich weiter, wie die oberflächliche Meinung glaubt, nur sagt und sagt und zu sagen gar nicht umhin kann durchgehends festgehaltene Definition (oder auch Nicht-Definition: wie man will!) ist nun aber tatsächlich noch nie mit vollster Entschiedenheit für die Gesamterklärung dieses um den „Einzigen“ doch jedenfalls – so kann man sich nicht täuschen! – als Mittelpunkt rotierenden Werkes benutzt worden. Insbesondere, wenn ja dieses Buch selbst nach eifrigster Lektüre mit einem Mißverstehen endigen *müßte*, (und die Mißverständnisse selbst der gutwilligsten und denkgeübtesten Zeitgenossen, die insbesondere einen „Stirner“ mit seinem „Einzigen“ verwechselten, hagelten nur gleich so auf den Autor nieder!) – so haben wir heute doch immer noch seine beiden eigenen Kommentare dazu (die hier leider nicht mitgegeben werden konnten), bestehend in zwei „Entgegnungen“, in Wigands „Vierteljahrsschrift“ (1845) und den „Epigonen“ (1847), wo wir es sofort wieder deutlich lesen können: „alles, was Stirner mit dem Einzigen sagt, ist nicht das Gemeinste, und was er meint, ist unsagbar.“³ Bleibt eigentlich nach so beharrlich einstimmiger Behauptung, da trotzdem die Flinte keineswegs ins Korn geworfen wird, sondern Aussage auf Aussage folgt, – zumal jetzt aber noch, nach so ernstlicher Willensanstrengung, erfolgte Mißverständnis aufzuklären, (was ja jedenfalls eine Verstehens-Möglichkeit auch des Ungesagten, Unsagbaren bereits impliziert!): bleibt, fragen wir, danach noch ein leisester Zweifel, daß, wo Sagen so unmöglich, folglich überall *Um*-sagung, *Um*-schreibung versucht, dieser *Um*-weg sogar mit ausdauerndsten, zähestem Willen beschrieben worden ist? Was heißt, was bedeutet nun also solch Umweg, solche Umschreibung? Bei jedem Umweg, wenn mir der nächste Weg, den ich schon gleichsam zwischenraumteilbar, von mir zum Ziel hin, mit Augen überschaue, durch äußere Hindernisse verlegt ist, muß ich um so fester, unbeirrter durch Krümmen und Engpässe hin, den mir meist verdeckt liegenden Zielpunkt innerlichst, im Geiste, voraus- und vorantragen. Bei jeder Umschreibung wird nur die innerlichste Bezogenheit auf einen letzten und tiefsten „Sinn“ *alles* machen, werden die Teile, Sätze, Abschnitte für sich so gut wie nichts oder fast nichts zu bedeuten haben. Denn sie sind gar nicht wirkliche und eigentliche „Teile“ eines Ganzen (aus denen dieses am Ende zusammengesetzt wäre), sondern bloße Teile von Teilen- und wer also nicht vornherein schon die Zusammenfassung aller nur scheinbaren Teile in einem Ganzen, einer gerade unteilbaren Einheit, voraus- und voransieht: wird zum Ganzen nicht kommen, wird – selbst Satz für Satz, Abschnitt für Abschnitt analysierend – den „Sinn“ nicht herauslesen.

Welches ist nun diese unsagbare, unbesagte Totalität, die als Ziel in Stirner ruht, vorausruhen muß, um jene allseitige „Bezogenheit“ auf sie überhaupt herstellen zu können?, worauf müssen wir selbst hier unseren Sinn bereits fortwährend gerichtet halten, um überhaupt zum „Sinn“ zu gelangen?

So seltsam, so befremdlich, so durchaus para-dox es klingt, – wirklich alle noch zirkulierende Meinung über diesen vollständigen „Atheisten“, der, wie der fromme Jurist Joseph Kohler sagt, ein geradezu „verrücktes“ Buch geschrieben habe, ins Gegenteil verkehrend: was Stirner im „Einzigen“ beständig als letzten Sinn, als Ziel vor Augen hat, ist nichts anderes als – Gott ...

Aber, so hören wir auch gleich die Antwort, der Philosophen, das sei ja eben die ganze logische Indiskutierbarkeit des „Philosophen“, daß er überall sein ärmliches, „empirisches Ich“ dem Absoluten zu vergleichen, ja gleichzusetzen versuche, – der Theologen: eben dies sein ethischer Defekt, seine ganze moralische Verworfenheit ...

Statt dessen nun, seine *ira et studio*: Solange Menschen dachten, denken, wollten, wollen sie

überhaupt nichts anderes, als den Grund der Gründe, Urquell von allem, das Absolute – Gott. Sie wagen sich überhaupt an ihn heran, wie an ein „Thema“ unter anderen, ein „Objekt“ unter Objekten – obgleich ihnen die leiseste logische Überlegung schon sagen müßte, „beweisen“ müßte, daß als Teil, Bestandteil eines noch „anderen“ Subjekt das gerade absolute, Bedingtheit, Abhängigkeit schlechthin ausschließende Subjekt-an-sich unerreichbar bleibe. Wenn Unsagbarkeit, Namenlosigkeit, Unmittelbarkeit auf Einen oder Etwas zutreffen, so natürlich auf das Absolute schlechthin, auf „Gott“; es scheint nun aber für Stirner auch näher schon, im Bereich des Menschen wieder, – und der Sinn ist ja längst, seit Deisten, Enzyklopädisten, Naturrechtslehrern mehr anthropologisch als theologisch eingestellt! – jene selbstevidente, Beweises gerade unbedürftige „Erfahrung“ zu geben, auf welche dieselben „Attribute“ genau so anwendbar sind: nämlich auf das immer nur-eigene, unbeschreibliche Ichgefühl oder Selbstbewußtsein, eine Nur-Innerlichkeit der Person, der schlechthinige Einheit, Identität, Einzigkeit notwendig wie Gott zugesprochen werden müssen. Die falchrationalale Verwandlung aller ehemals göttlichen Eigenschaften in menschliche war (wie gesagt) nur Symptom dieser Zeit – und schon wieder ihr unverdaulichster Sauerteig; bei Stirner zum erstenmal zwischen sich nun aber uralte mystische Gedankengänge in den von unfruchtbarer Spekulation wie tauber Skepsis gleich sehr verdrossenen Geist, und suchen durchaus nur die *neue Realität* wieder; jede Mystik zielt überhaupt bloß, ohne den Umweg Logik, wenn dies möglich, auf solche „Realität“, sollte, – dies wohl Stirners uranfänglichste Inspiration! – so wie Gott, Ursache der Ursachen, Nichts und Alles, sich an dieser Welt, seinen Geschöpfen doch ständig erst „finden“ muß, ohne sie nicht einmal „sein“, mindestens für keine Ahnung selbst sein würde: so auch „Ich“, lediglich durch die immer versuchte Herausstellung, Teilung, Mit-teilung meiner selbst. Spaltung in dieses ewige Subjekt-Objekt-dasein, „Mich“ überhaupt erst finden; aus der „Welt“ – meinem eigenen Werk, meinem Geschöpf und Geschöpfen (die sich schon wieder gegen mich erheben, ein anscheinend selbständiges Dasein führen wollen, mir Widerstand leisten!) heraus-finden müssen? So daß mein „Sein“ hier überhaupt nur in einem ständigen „Werden“ bestehen könnte?! Ja, kann dieser ewige Drang und Zwang, das Absolute dennoch zu sagen, nicht letztlich als Wille, „Mich in Totalität“ zu finden, wiedererkannt werden? (Flach-rationalistische Gedankengänge haben sich eben unentwirrbar, aber – schöpferisch nunmehr mit tief-mystischen durchdrungen.)

Die eigentliche Realität, die hinter solchem Werden noch angenommen wird ist nämlich dann zweifellos stets ein: *Wille*; und zwar muß das notwendig ein metaphysischer Wille sein (mag Stirner über diese – Tautologie seines Unsagbaren zunächst noch spotten: egoistischer Wille des Erklärers sucht sich wieder *seine* Wege!), Wille, wenn er beständig diesen Weg aus dem Nichts ins Sein findet, ein *schöpferischer* Wille, wie ihn Stirner selbst auch streift: „Ich bin nicht Nichts im Sinne der Leerheit, sondern das schöpferische Nichts, das Nichts, aus welchem ich selbst als Schöpfer alles schaffe.“ Dennoch gehört es eben *mit zum Werk*, daß die Unsagbarkeit des Prinzips sich hier, in einem geradezu beispiellosern Maße, wie unmittelbar – ohne möglichst Zwischendeutungen eines stets verwechselbaren „empirisch-psychologischen“ oder „metaphysischen“ Willens erst ausgesetzt zu sein – in Schöpfung, gewolltes Wirken allein umzusetzen strebt; Denken, Philosophie, Metaphysik sind selbst schon wie Anschwächungen solches Wollens – der „Einzig“ trägt nicht einmal mehr denkbar etwa vorangegangene Spaltungen, Unterscheidungen zweier Iche, „Stufen“, „Entwicklungen“ usw. in sich. Ein nie gesagter, Unsagbarkeit zäh bis zum äußersten gerade wahrer, darin nun aber fühlbar-zähiger, rastlos-aktiver Wille gibt, wie bisher nur *hinter* den Buchstaben, Einschätzen, Teilen, Abschnitten rumorend, erst ganz zuletzt, gegen Schluß hin den „Schöpfer des Ganzen“ zu erkennen. Läßt tatsächlich „den“ Autor, d. i. Schöpfer, als gleichsam Auch-Schöpfer einer ganzen, sichtbar-runden Welt (ob es diesmal „nur ein Buch“ zu sein scheint) – dennoch, im Zusammenhang mit ihm nur, „Einzigkeit“, „Individuum“ ordentlich *verspüren*: niemals aber ist hierdurch Stellung, die Gott ewig nur zu seiner Welt, zu seinem Werk, seiner Menschenschaffung einnehmen konnte und kann (gleichnishaft natürlich!

immer noch in Worten! bildhaft doch!) klarer aus der einmal notwendigen Um-schreibung hervorgegangen . . Neben die Beiden, die da im 19. Jh. einem „Willen“ lediglich die Kraft des geflügelten Wortes verliehen zu haben scheinen – der geflügelten Worte: „Wille zum Dasein“ und „Willen zur Macht“ – tritt hier ein Dritter, der (wie man leicht urteilen mag) längst nicht so unmittelbar überredend, längst wohl auch nicht so darstellerisch-prächtig und gleichnisreich, ja, wenn man will: vielfach abstrus, oft nur stammelnd und wieder banal im Einzelnen, dennoch einen letzten „Willen zu sich oder zum Selbst“ als – eigentlich nur gemeinten Willen zu Gott oder der vollständigsten, unteilbaren All-macht durch seine Schöpfung als *Ganzes* (nachweisbar nur nichts an den Teilen!), unverwechselbar hindurchschwellen läßt. Und zwar, wie die alten Mystiker Gott an der Welt, die er schafft, gleichzeitig „leiden“ ließen, sein Hindurchgehen durch „Welt“ wie einen (notwendigen) Abfall von sich selbst, als Erkenntnisschmerz oder Sünde auffaßten, so scheint uns fast auch Stirner gewisse Geburts- und Entstehungswehen für das Dunkle, Wirre, Gequälte auch dieser, seiner (Abfalls-) Welt – („verworren“ bleibt sie aber nur für den noch draußen Befindlichen, den Nur-Logiker, Sophisten, „Reingeistigen“) – verantwortlich zu machen. So sieht er schließlich, als alle Mißverständnisse, denen er ja eigentlich hatte ausweichen wollen, doch promptest, auf dem Fuße fast, eingetroffen waren – Verwechslung seines „Einzigens“ mit ihm selbst, seiner selbst mit einem „Pfaffen des Ichs“, „Apostel“ so des „gewöhnlichen Egoismus“ – auf sein Buch zurück⁴: als „das humane Werk der besten Jahre seines Lebens“, das es dennoch nur zu dem „teilweis unbeholfenen Ausdruck dessen, was er *wollte*“ hätte bringen können. „Für mich hat die arme Sprache kein Wort“ – so hat er ja des öfteren längst geklagt und wiederholt. Nun aber detailliert er noch: so sehr „habe er mit einer Sprache zu kämpfen gehabt, die von Philosophen verderbt, von Staats-, Religions- und anderen Gläubigen gemißbraucht und einer grenzenlosen Begriffsverwirrung fähig gemacht worden war.“ Dennoch lag es nicht (wie er sonst wohl weiß) nur an dieser Sprache; solange überhaupt noch kein Organ, kein überhaupt nur Vergleichsweises für das *eigentlich und ganz zuletzt Gemeinte* geschaffen, ist der Autor zu einer „halben Ausdrucksweise“ einfach gezwungen: aber das kann man, bewußt und *methodisch, hinterher* gleichsam wettmachen, indem man „immer wieder diese halbe Ausdrucksweise zurücknimmt.“ (Vgl. das Kapitel: „Meine Macht“) So läßt denn Stirner tatsächlich auch – nach eigenem Geständnis⁵: und das ist freilich für seine Gesamtinterpretation von geradezu entscheidender Bedeutung! – die Wörter „Individuum“, „Einzelner“ *zunächst* einfach gelten (d. h. wiederholt sie in der leicht irreführenden Weise noch bis fast dicht an den Schluß ..), weil er sie „in dem Ausdruck ‘Einziger’ ja doch zugleich untergehen ließ.“

Und so ist denn nirgends hier von „ihm“, oder „mir“, überhaupt einem x-beliebigen, zufälligen Ich, das jeder psychologischen Erfahrung sich einfach darzubieten scheint, – im Gegenteil: lediglich erst von einem „Willen zu Mir“, meinem wurzelhaften Ich oder Selbst indessen, die Rede; einer eigentlichen und zutiefst schon grenzenlosen Allmacht, Ausschließlichkeit, Einzigkeit sowie unbedingtester Freiheit, – die nur darum dennoch wieder und wieder den Drang verspüren soll, sich selbst gerade Grenzen, „Welt“ entgegensetzen, um sich an ihr, mit ihnen, beständig noch weiter, unendlicher zu fassen, zu erreichen; ein ewiger Kreislauf ... Wozu, zu welchem Zweck, Ziel, Beruf? Es liegt im Wesen der metaphysischen Antwort auf eine metaphysische Frage, daß alle *irdischen*, weltlichen Maßstäbe, Aufgaben, Ziele davor einschrumpfen: und Stirner hat eben *ganz zuletzt*, im „Zurückholen“ aller nur *scheinbar* empirisch, psychologisch gemeinten „Entwicklungen“, „Durchgangsstadien“ so absolut keinen Zweifel darüber gelassen, wohin alles von einer versprengten Peripherie zu dem idealen konzentrischen Mittelpunkt allein dränge, daß man sich (diesen Punkt einmal erblickt habend) um die nur logische Gereimtheit oder Ungereimtheit seiner einzelnen Sätze überhaupt nicht mehr zu kümmern braucht. (Beiläufig: hier stellt sich immer auch heraus, daß der merkwürdigerweise als „schärfster Denker“, „unerbittlicher Logiker“, „bewundernswürdiger Dialektiker“ noch von der Meute selbst in Schutz Genommene, näherbesehen der – „Logik“

geradezu ins Gesicht schlägt ...) Der Mensch hat kein Ziel, keine Aufgabe, keinen Beruf – er sagt, wählt aber doch jene bekannt-eindringlichste, fast allein zur Bekanntheit, nein Verrufenheit gelangte Aggressivität in Ton und Ausdruck, um noch dieses „Nicht-Ziel“ zu – deklarieren. Aber hier, auf diesem Wege, dem einzigen *Sinne* zu, wird selbst noch ein ganzes Buch – nur scheinbar „aus“ Worten, Sprache, Logos überhaupt bestehend – lediglich Mittel, Werkzeug, das zur letzten Unscheinbarkeit im Moment herabsinkt, sich verflüchtigt, da *Schöpfung* (unerklärlich!) heraufsteigt: dies wollen auch nur jene tiefsinnigen Sätze im „Unwahren Prinzip unserer Erziehung“ – ebenfalls, rechtverstanden, einem *Kommentar* zum „Einzigem und sein Eigentum“, vgl. u. – besagen, wonach „Philosophie“ (gemeint ist: Denken, Begriffliches) immer „sterben“ müsse, wenn das „eigentliche Selbst“, der „unvergängliche“ Geist aufstehen und leben solle. Durchaus mystisch, aber eben aus Stirners letzter Meinung heraus, klingt es ebenso aus dem „Einzigem“ selber: „Zuletzt muß man sich überhaupt alles aus dem Kopf zu schlagen wissen, schon um einschlafen zu können ...“

„Einschlafen“, d. i. echt mystisch, ein anderer Ausdruck nur für: von Welt frei werden. Aber der immer zu ungeduldige Leser, der selbst bisher gar nicht „weltfreie“, im Gegenteil von allen ihren Vorurteilen bis zum Rand erfüllter Leser stets, der schlechteste Leser, die immer in Teilen, Abschnitten liest und niemals den letzten, rückschauenden, synthetischen Blick aufbrachte, aufbringt: er fragt immer noch zweifelnd, was alles mithin dieses grenzenlose Rumoren, Schrei, Aufreizen, Empörung fast auf jeder Seite des Textes bedeutet, – und weshalb sich denn Stirner durchaus zu den „Gottverfluchten“, den „Anarchisten“, den „Demagogen der Gosse“ (sic! noch 1919 in einer angesehenen Tageszeitung!) habe stellen lassen wollen, da Göttliches auch wohl „göttlicher“ (zahmer?) weihrauchduftender? hätte ausgedruckt werden können. – Darauf zur Antwort: Diese ganze verruchte, teuflische, diabolische (wörtlich: durch-gebrochene) Welt sitze eben in dir, sie ist überhaupt nur die längstgewohnte, allgemeine Welt, die jeder von sich in „angemessener Entfernung“ zu halten vermeint, während sie ihn (alter Mephistospruch!) gerade „am Kragen hat“. Es ist die Welt unserer ewigen unerschöpflichsten unersättlichsten Begierden und Sehnsüchte nur, – die nun erst (durch ein wirkliches „Hexenkunststück“ diesmal!) dauernd in die immer bloß „tiefstehenden“ verdammenswerten Begierden und die stets „hehren“ Sehnsüchte blind zerlegt und zerfällt wird. Aber der „Habgierige ist wie der Gottesfürchtige“, und: „auf gleicher Stufe stehen Geldgier und Sehnsucht nach dem Himmel.“ Diese *ganze* Welt ist und bleibt dagegen immer zwar „*unsere*“ Schöpfung, d. i. unseres letzten gottidentischen Wesens, das ständig zur Welt nur strebt, um sich, an ihr, zurückzufinden (s. o.; vgl. auch Meister Eckhardt: „Gott hat mich so nötig, wie ich ihn“); es muß also wohl möglich sein, *alle* meine „Ekstasen“ insgesamt – Herausstellungen aus mir – wieder als „Mich“ zu erkennen, mich dabei aber stets vor jener verhängnisvollsten Teilverwechslung, welche den Weg der sogenannten „neueren“ oder christlichen Epoche bezeichnet: der Herausstellung eines sogenannten Ichs oder „Geistes“, wie eines schon an sich gottgleichen, zu hüten und zu schützen. Denn eben diese Verwechslung meines letzten und tiefsten, meines ewigen und bloß „einzigem“ Seins mit einem gerade noch zur Welt, zur Differenz gehörigen – mit Logos, Geist, Vernunft („Gottähnlichkeit“): hat, in fruchtbarer Wendung dieses Systems gegen mich selbst, die *Unduldsamkeit* in unser Weltleben gebracht, damit der fast völlige Versklavtheit und Knechtung des Menschengestes überhaupt, der längst vor allen seinen eigenen Geschöpfen in die Knie gesunken ist und „Sich“, den wahren und eigentlichen Schöpfer, überhaupt nicht mehr zu finden weiß. – Es gibt Menschen, die sich verärgert wegwenden, wenn sie nun gleich auf der ersten Seite, in ersten Zeilen, eine völlige Gleichstellung, Parallelisierung zwischen Mensch und Gott, eigener und göttlicher Sache zu entdecken wännen. Hier, meinen sie, sei einfach die Distanz vergessen, Schamlosigkeit, Frechheit mithin die natürlichste Folge; vor allem, vor jenem immer gebilligten, immer bewunderten, allein nachahmenswerten Streben zum Höchsten, *zu Gott hin*, könne doch überhaupt keine Rede mehr sein. Da möchte man fast biblisch antworten: Tod und Leben scheinen wirklich

nur in die Gewalt einer Zunge gelegt! Wie nun aber, wenn der Autor dieses Werkes gerade den rechten Gott „in sich“ hätte – aus solcher selbst göttlichen, unangreiflichen Warte her seinerseits auf alle immer nur (wer wollte es leugnen?) recht konventionell abgelegten, ewig klein und geduckt sein *wollenden* „privaten“, „empirischen“ Iche sehr – freimütig-offen, damit: weckend, anklägerisch, blickte? „Ich hab’ mein’ Sach’ auf Nichts gestellt“ – wer (außer Goethe, und jetzt – noch Stirner) hat denn dieses letzte Sichlos- und -fallenlassen, dieses Schweben und Gleichgewicht halten und Abgründen, diese letzte Freiheit, Verankerung nur in sich selbst (aber „Frechheit“ für jeden nicht ebenso – Mutigen!) auch wirklich probiert, bis ins Äußerste, Furchtloseste gerade *gewagt*? „Auf nichts“ – aber ergänze: „als auf mich“. (Der Fromme hingegen „stellt“ sie, „baut“ auf Gott.) Bei diesem *Entschluß* (keinen bloßen Paraphrase also!), da ich alles nur wie Gott selbst machen will, der sich auch wie auf etwas *außer* „sich“ stellt, fühle ich längst, daß auch ich nicht auf dem inhaltlosen, „leeren“ Nichts stehen werde, sobald ich (wie Gott) auf nichts „außer“ mir stehe: denn ich selbst „bin“ gar nicht etwa dieses „leere“ Nichts (wie sich jetzt erst zeigt!) – bin vielmehr „das *schöpferische* Nichts, das Nichts, aus welchem ich selbst als Schöpfer alles schaffe“. (Vgl. o.) Das „Schöpferische“ aber – das ist an sich schon Gott. Mußte nicht aus diesem Schöpferischen überhaupt ein erster bloßer Gedanke wie „Gott“ kommen? – und müßte denn z. B. auch das Schaffende dieses schöpferischen Gedankens durchaus nur ein kleiner zahmer geduckter Knecht vor dem weltweiten Absoluten sein und bleiben? In diese Rolle haben uns ja aber gerade – und dieses ist es eigentlich im besonderen nur, was Stirner in den meisten Seiten und Kapiteln dieses Buches zeigt – unsere eigenen von uns selbst nicht als „Äußerungen“ unseres Schöpferischen, des in uns ständig zur Welt drängenden Gottes, wiedererkannten „Ekstasen“, Herausstellungen, gebracht, so daß wir – Gott selber, göttlichst im tiefsten Innern – im Gegenteil nichts als Altäre vor viel minderwertigeren Götzen zu errichten wissen... Im unnachsichtigsten, unerbittlichsten Aufsuchen, Aufstöbern aller dieser „Götzen“ des nur zu verbreiteten, zu bekannten „Menschen“ oder Nur-Geistes, Aufdecken von „Spuk“ und „Sparren“, vampyrhaft zehrenden Einbildungen und blutfordernden Fanatismen, lebt sich nun freilich eine unerhörte, bis dahin nie gekannte Offenheit und Angriffslust aus; unermüdlich ist dieser Spürsinn vor allem aber schon tätig und bereit, den immerfort lauenden Abhängig- und Unterwürfigkeitsgeist, einfach das zähe, träge Beharren des von sich selbst ein-mal abgefallenen Gottes, bis in seine letzten Schlupfwinkel, dort, wo er noch unter den grotesksten Verkleidungen und künstlich ausgeblasenen Abstraktionen den rechtmäßigen Herrn und Despoten sich vorlügen will, zu verfolgen und anzutreiben. Hegel hat die Geschichte den „Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit“ genannt; Stirner sagt, im ganzen, eigentlich: Ich selbst kann dieser „Fortschritt“ – bis zum völligen Einholen meiner selbst im überhaupt Unbedingten, Absoluten, sein! Lange vor Nietzsche ist so schon Stirner einer der größten Götzenzertrümmerer geworden, der den Menschen wieder und wieder auffordert, seine eigenen sämtlich nur aus sich herausgestellten, aber längst allzu steril, von „keinem lebendigen Hauch des Ichs“ mehr erfüllten Welten in sich zurückzuholen, und neue an die Stelle zu setzen. So kämpft er gegen *diese* ganze, eben jetzt noch für heilig gehaltenes, mumienhaft einbalsamierte und als solche verehrte Welt: gegen Staat, Recht, Familie, Freiheit, Eigentum, Kirche, Gewissen, Geist, Vernunft, Wahrheit, „Gott“ –, gegen diese alle gar nicht als das, was sie dem schöpferischen ursprünglichen Ich einmal waren und sein konnten, vielleicht in neuausgestellten Freibriefen, Ermächtigungen von mir aus, immer noch sein können, – sondern einfach gegen ihre wie zufällig noch stehengebliebenen, leeren Hülsen, die „Abstrakte“, Ruinen früheren Lebens, das dennoch göttliche Verehrung beansprucht ...

*

*

*

Aber unter den Götzen hat Stirner zuletzt noch die – Wahrheit selbst gefunden, und so könnte denn alles, was wieder doch er entdeckt haben wollte, nichts mit der Wahrheit zu tun haben? Die Wahrheit selbst wäre Gott, – wäre genau was hier „der Einzige“: mithin *unsagbar*. Es handelt sich darum, ob durch alles, was eben noch *gesagt* werden zu können schien, das „Unsagbare“ in Dir sich angekündigt hat. Denn auch die Wahrheit (so meint Stirner) kann man nie *haben*, – alles bloß „Haben“ ist immer noch ein von uns Abtrennbares: dies z. B. der ewige Irrtum des Kommunismus! – man kann sie nur *sein*.

Und doch hat uns dieser *vir unius libri* – Schöpfer nur dieses einzigen Buches – auch mit dieser, negativ ja bloß scheinenden Antwort, noch keineswegs völlig entlassen.

Es gibt, unter seinen Essays, noch einen – der, weil er das Erziehungsproblem behandelnd („Das unwahre Prinzip unserer Erziehung oder Humanismus und Realismus“, vgl. Kl. Schriften) notwendig gerade das empirische Werden der Personen oder einzelnen Ichs betrachten muß, die fruchtbarsten Winke für die Anwendung auch dieser Metaphysik auf das Menschenleben enthält. Kein anderes, zweites Werk daher –, nein, ganz dasselbe, nur vom Ziel einer neuen menschlichen Gesellschaft betrachtet. Den nur scheinbaren (weil *metaphysischen*) „Stufen“ Mensch-Ich-Einziger – entsprechen dort die drei Erziehungsweisen: Humanismus, Realismus, Personalismus; an die Stelle des „unsagbaren“ Einzigen tritt – wohl erreichbar, im empirischen Felde! – „freie Personen“ – die wir alle meist noch nicht sind ... Aber weder konnte dieser kleine Aufsatz (das richtige Komplement zum „Einzigen“) hier schon mitgegeben werden, noch konnten überhaupt jene Ausblicke auf personalistische Erziehung, die ausführlich erst die in Vorbereitung erst die in Vorbereitung befindlich neue Angabe meines Stirner-Werkes bringen wird, an dieser Stelle sämtlich vorweggenommen werden.

Anselm Ruest

Geschrieben im 80. Jahre nach Erscheinen der Erstausgabe. (Februar 1924)

* Siehe Paul Jordens: Max Stirner und die „Liszt“ des Faust R. *Wie ein Berliner Tischler zwei Bayreuther Persönlichkeiten „synthetisierte“ und drei Generationen narrete*. In: DER EINZIGE. Nr. 2, 3. Mai 1998 (154 n. St. E.), pp. 6-11. – Siehe auch: Joán Ujházy: Bild und Totenschädel Stirners. In: www.geocities.com/marieundmax – ** Hier irrite – seltsamer Weise – der Autor, denn das richtige Erscheinungsjahr ist selbstredend 1852!

¹ Die deutsche Zensur im 19. Jahrhundert. Rowohlt-Verlag, Berlin 1924. – ² Gesammelt in Stirners „Kleineren Schriften“; herausgegeben von J. H. Mackay. – ³ „Rezensenten Stirners“, s. „Kl. Schriften“, S. 345. – ⁴ „Die philosophischen Reaktionäre“ usw. Kleinere Schriften (s. o.) S. 413. – ⁵ „Rezensenten Stirners“, Kl. Schriften (s. o.), S. 381.

Quelle: Max Stirner: Der Einzige und sein Eigentum. Neue Ausgabe. (Deutsche Buch-Gemeinschaft) Berlin [1924]. pp. I-IV, 1-12.

* * *

Falscher und wahrer Individualismus

Es ist die landläufige Ansicht, daß jener „Individualismus“, an dem heute beim bloßen Gebrauch dieses Namens gedacht wird, seinen schärfsten und zugleich genauesten Gegensatz im „Sozialismus“ habe. Und da, nach derselben Denkweise, beiden „Richtungen“ eben Realität zugestanden wird, die Gegenwart ja auch zeige, wie immerfort Reibungen eigentlich nur zwischen diesen beiden „Polen“ stattfänden: so versteht man, wie als Grundproblem des Tages, seine erste und wichtigste Forderung überhaupt, ihre *Versöhnung* – Versöhnbarkeit, leicht schon in der Form des Kompromisses allein vorschwebend – in Frage zu kommen scheint. In zwei sehr bekannt gewordenen Preisausschreiben der jüngsten Vergangenheit, die (kurz gesagt) das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit, – wahrlich, kein *neues* Thema! – neuer, nur *zeitgemäßer* Untersuchung wieder unterzogen zu sehen wünschten (Walkerstiftung der St. Andrews-Universität und Nietzsche-Archiv), fand dies denn auch bereits symptomatischen Ausdruck.

Aber unserer Zeit ist nicht zum Bewußtsein, weil wahrscheinlich noch nie zu dringlich gemachter Kenntnis gekommen, daß fast genau an demselben Punkte, wo die „soziale Frage“, na-

türlich doch alt wie die Welt, in ihrer einmal als typisch „modern“ empfundenen Behandlung durch *Marx* und *Engels* lediglich andere Kampfformen angenommen, Lösungen erst noch verheißen, ein anderer Denker das ganz zutiefst gemeinte Problem aus längerer Verfahrenheit schon wieder herauszuretten vermocht hatte. Dieser Denker hieß *Stirner*, und zwar gelang ihm das wirklich nur durch voraussetzungsloseres Neu- und Umdenken der Begriffe, ihr furchtloses, wie spielerisch nur *scheinendes* Weitertreiben bis in die eigenen Kontraste und Polarismen hinein. Denn eine Verfahrenheit, unbemerkt war eben tatsächlich da, sie war das Vermächtnis, das Erbe bereits von – Rousseau her, der, einem Preisthema nachgehend, das aber auch schon gar nicht zufällig im letzten Sinne den obengenannten „Preisausschreiben“ entsprochen hatte, nach dem *größtmöglichen Glück des Einzelnen in der Gesellschaft* gefahndet hatte. Dies blieb dann die naive Grundfahndung weiter von Marx; erst für Stirner enthüllte sich indessen das zum Teil ja selbst grausame Widerspiel einer „Aufgabe“, „Jemanden“ etwas verschaffen zu wollen, zu dessen *Wesentlichem*, Wesensrealem, wir möglicherweise niemals Zutritt erlangen. Die Antithese Stirner–Marx (von Marx selbst übrigens keineswegs leicht genommen; Beweis: eine Gegenschrift zu Stirners Hauptwerk, die länger war als dieses selbst) ist nun bis heutigen Tages in ihrer ganzen Tragweite und Bedeutung gar nicht erkannt und gewürdigt worden; daß sie aber eine *weltgeschichtliche* gewesen ist, daß sie grade noch in Zukunft, für praktische Konsequenzen, fruchtbar gemacht werden könne und müsse, sollen die folgenden Winke dartun.

Der Individualismus nach der heute üblichen Auffassung, der Individualist in seiner, sei es – für sich – bevorzugten und wenn auch schmerzlich ertragenen Rolle des Alleinseins und Einsamleibenwollens, sei es – vom andern aus – gräulich-egoistischen, überheblichen, ja misanthropisch gedeuteten Sonderstellung gewann diesen seinen Charakter ja recht eigentlich erst, seit es anfang, regelrechte „Soziale“ oder Sozialisten zu geben. Erst da ein Sozietäts-, Genossenschafts- oder wie es heute häufiger heißt: „Vergesellschaftungs“-*Interesse* überhaupt entdeckt ist, taucht auch so etwas wie „unsoziales“ Benehmen, ein Verhalten dawider auf. Niemand zweifelt, daß es „Sozialisten“, nämlich einfach sozial denkende Menschen, seit Schöpfungstagen immer gegeben hat; aber als hervorstechend „individualistisch“ gerichtete Zeitalter werden doch mit Vorliebe jetzt nicht bloß von den Doktrinären jene bis zu Marx, genauer: von der Renaissance bis zur französischen Revolution reichenden angesehen, die dem Glücks- und Machtstreben der einzelnen gerade keinerlei schon auf *natürlicher* Sozietät beruhende Schranken gesetzt sehen wollten. (Prinzip der freien Konkurrenz; „ausbeutende“ Wirtschaft.) Mit dieser „natürlichen“ Sozietät glaubt man nämlich ein mächtiges neues Ethos entdeckt zu haben, während hinter jeder sonstigen, vernunftphilosophisch oder auch moraltheologisch begründeten „Ethik“ sich seitdem gefährlich noch „bürgerliches“, „individualistisches“ (!) Denken verschanzen könnte; indessen will es doch der weltgeschichtliche Witz wieder, daß an dem hier *eigentlich* individualistisch genannten Kern – nämlich der höchstmöglichen Kraft- und Willensentfaltung eines Jeden für Zwecke der eigenen Privatperson – sich im „Sozialismus“ noch nicht das Geringste geändert hat. Denn wenn es jetzt auch das Gleichheits- und Brüderlichkeitsprinzip schon im Namen ist, das als wesentlichstes in den Vordergrund gerückt erscheint, so ist in Wirklichkeit – abgesehen davon, daß der ja viel älteren „christlichen Liebe“ Unfruchtbarkeit und Umschlagen ins Gegenteil auf ein positives Schuldkonto gesetzt werden kann – nicht die Gemeinschaft und Verbundenheit einer „Menschheit“ dabei das neu gesehene Ziel, vielmehr nur dies: zum ersten Mal grade „Natur“, d. i. natürliche Bestimmung, Ordnung, Zahl, ratio in ihm nachweisen zu wollen! Was also mit Rousseaus „contrat social“ und Marx' Anwendung der Proportionsrechnung auf eine konkret geglaubte „Menschheit“ *eigentlich* vor sich gegangen, war nur deren vollständige Zerlegung, Zerschlagung in lauter „Einzelne“, *angeblich* „In-Dividuen“, zu dem einzigen Zweck jedoch, hierdurch eben erst „Jedem“ seinen größtmöglichen „Glücksteil“, Anteil am *gebührenden* Menschenlose zu sichern. Wünschen demnach auch wirklich all diese „Einzelnen“ für sich selbst nicht anderes, nichts so intensiv, als

diesen Anspruch auf den höchsten Vorteil ihrer Person befriedigt zu sehen, wie doch aber nach der einzigen Voraussetzung der in ihrem Namen Sprechenden angenommen werden muß: dann sind sie also sämtlich, für sich selbst betrachtet, „*Individualisten*“ noch immer, und bei ihrem etwa nochmaligen, leider meist schon leicht fanatischen Aufbegehren gegen jenen ewigen „Feind und Widersacher des Guten“, den „krassen Egoisten“ und „Störenfried des Gemeinwohls“, den – „prinzipiellen“ Individualisten, wird dieser vielleicht doch nicht ganz unwahr einmal zurückgeben: Was soll's? Ging es mir denn, schlimmsten Falles, um anderes schon, als Euch, nämlich – „Glück“? Und wenn Jeglicher von Euch auch ernsthaft stets nur auf ein schon hunderttausendfach geteiltes Anspruch zu erheben vorgibt, wer beweist mir oder Dir, daß er *wirklich* nur auf dem grade ihm *gebührenden* „Teil“ bestehe, – während er *mich* jedenfalls schon der Grenzüberschreitung bezichtigt?

Diese Art Beweisführung hat Stirner gegen Marx direkt nie erhoben; dennoch war sie seit ihm gegeben. Er hat der Zerschlagung einer Gesamtmenschheit in „Individuen“, die, recht besehen, niemals In-Dividuen (Unteilbare), sondern zum Zweck weiterer „objektiv-gültiger“ Verwendung – ihr Symbol eben: Zahl, „natürliche“ Vernunft, Mathematik! – nicht als homogene Quantität, rechnerische Fiktionen geblieben waren, den „*Einzigen*“ entgegengestellt, der, mochte er *wesentlich* sein, was immer, jeder Anwendung von Zahl, *bloßer* Quantität auf ihn jedenfalls entzogen gedacht werden muß. Mithin auch der „Eins“, – wie denn „Einzigkeit“ diese freilich wortgemäß noch zu enthalten scheint? Der populäre Mißverständnis hat sich – bequemlichstes, aber vom ersten noch gar nicht unterschiedenes Denken! – sofort wieder auf „*einen*“ Einzigen, Einzelnen, gestürzt, der als willkommenes Exempel alles auf Paradoxie und Widerspruch Versessenen vor tausend Gleichen und Zufriedenen nur eben seine eigene Anders- und Herausgehobenheit, seine „Individualität“ betonen will, diese nun aber – vom Genialen bis zum Verbrecherischen hin – gar noch metaphysisch-real, im Gegensatz zur gesamten hierin einigen Philosophie, gewahrt und gesichert sehen möchte. Dagegen ist zu sagen, daß „der Einzige“ Stirners überhaupt nur das dem *Rest gleichsam Entsprechende* vertritt und bezeichnet, das übrig bleibt, wenn aus allem sich bewußt „dieser“ Mensch oder „bestimmtes“ Ich Wählenden die Zahl und Differenz überhaupt herausgenommen wird und wieder verschwindet. Er ist Keiner und Jeder, Jeglicher und Keiner *zugleich*, wobei man zur dennoch möglichen Vorstellung etwa den Untertitel von Nietzsches „Zarathustra“: „ein Buch für Alle und Keinen“ in ernsthafte, nicht bloß spielerische Anwendung zu bringen versuchte. Nach Stirner ist er ausdrücklich nur *für sich selbst seiend*, wenn auch scheinbar benannt doch bloßes Wort, „Phrase“ eben, wesentlich „un-sagbar“: womit seine zahlenmäßige Teilbarkeit auch schon nach seiten einer einfachsten Mit-Teilung (Mitteilung) abgewehrt wird. Dies soll aber gerade, zum ersten Mal, eine *wirkliche* Unteilbarkeit des Individuums aufstellen und deutlich machen, Fehlteilung nämlich vor allem auch zwischen bloß *sogenannten* Individuum und jedesmal nur ihm „eigener“, eigentümlicher „Welt“ –; statt dessen hier sich noch immerfort bis zum letzten Rand, Welt-Rand, füllendes, konsequent davon *erfülltes*, schließlich mit ihm zusammenfallendes, d. i. eben „*einziges*“ In-Dividuum ankündigt. Was jedoch aus einer, so anscheinend bloß gedanklichen und dann doch wieder begrifflich unmitteilbaren, also ans Mystische zu streifen scheinenden Fassung desselben folgen könnte? Noch dazu gegen so ... lautere und klare Denker wie etwa Rousseau oder Marx? All das, was jetzt natürlich nur indirekt, auf dem Umweg über alle möglichen Antinomien und selbst gefährlichen Paradoxe, als *Komplement* des wirklich Gesagten oder Geschriebenen aufleuchten und in mir, Dir zur Gewißheit werden, freilich auch („fluchwürdig“ heißt z. B. für den paraphrasierenden Juristen Joseph Kohler Stirners Buch „Der Einzige und sein Eigentum“ bis zum Schluß!) ungeweckt und unspürbar, also *vorläufig noch dunkel bleiben* kann. Aber – und hierfür eben bietet dies ja sicher doch ebenfalls „redende“, die „Worte“ *brauchende* Werk für die Nichtganztauben die reichste Fülle selbst des „positiven“, nämlich philosophisch-historischen und psychologischen Materials, nur in genauester Zweckentsprechung, auf! – überhaupt dunkel bleiben *muß* und ewig

wird? Als „unsagbar“, unmitteilbar an irgend welche „Außen“-Sphäre werde „ich“ doch zugleich mit bestimmten, unverwechselbaren „Aeußerungen“ meiner, wie sie aber erfahrungs- und erinnerungsgemäß immer schon einer noch vollendet zwiespaltlosen Sphäre kindlichen Wollens oder Widerstrebens zu entspringen schienen, später grade auch *bewußt* auf ein „wesentliches Ich“ (im Gegensatz zu allerhand Unwesentlichem, Zufallhaftem an ihm) gedrängt und verwiesen! Geschieht fortwährend Bestärkung, Vergewisserung meiner als des inneren Zentrums einer erst wirklich echten, absolut freien, sich selbst bestimmenden „Person“, der unmittelbaren Ausstrahlung gleichsam eines Gesamt- oder Total-Ich. Kann sich dieses mithin auch nie *vollständig* als „Einzigem“ offenbaren, so ist er notwendig mit und an mir, durch „mich“ jedenfalls nur gesetzt und gegeben; und von „mir“ – nur in einem weit tieferen, umfassenderen, „Welt“ vor allem nie abscheidenden Sinne! – wird es jederzeit gerade noch abhängen, wie sehr, wie weit, wie tief, wie reich „ich“ – „mich“ als Einzigkeit, Totalität finde, d. i. genauer: *wieder* zu finden *vermag*. Denn (dies ist der versteckte Stirnerische Beweisgrund hierfür): das Einzelmenschliche, Noch-nicht-Ich, findet „sich“ überhaupt auch schon ursprünglichst, völlig spontan nur aus einem ewigen Kampf und Widerstand gegen ihm anscheinend Nochfremdes, Nicht-zu-„ihm“-Gehörendes heraus, mit dem bestimmtesten, unverkennbarsten Drang und Willen jedesmal, auch das „Fremde“ eben nicht fremd, nicht draußen *bleiben* zu lassen, es mit aufzuschlucken, zum „Eigenen“ zu machen; wo, wann, auf wessen (wenn nicht wieder inneres!) Geheiß soll dieser Kampf je ein vorzeitiges Ende erfahren, – vielleicht soll und darf er das überhaupt nie, soll und will er selbst aus grenzenlosem Wesen heraus eben ein ewiger sein? So ist *Selbst-Findung*, nach Stirner, zuletzt alles *eigentlich* menschliche, ichhafte Wesen; und so wird damit auch „Welt“, nämlich genau entsprechend, jedesmal *meine Tat* gerade, die wirklich immer bloß eigenste Tat eines Jeden! Was wir demnach als zum Ich gehörig, das ihm gar nicht entreißbare „Eigentum“ anzusehen haben, darüber wird lediglich dessen eigene schöpferische Aktivität, sein Widerstand gegen das von *ihm* allein als Welt oder *Nicht-Ich* Empfundene zu entscheiden haben. Denn es ist einzig *sein* Vermögen, *sein* Aufkommen-, Behauptenkönnen, gegen noch Aeußerliches, Nichteigenes, das ihn nur organisch durch ihn beseelbares, von ihm selbst zuletzt nicht abzutrennendes Eigentum wirklich noch jeden Tag *neu* erwerben, niemals *toten* Besitz haben läßt, – genau übrigens im Goethischen Sinne! Fortan verlieren hier die Begriffe: „einem etwas geben oder schenken“ jeden mehr als uneigentlichen Sinn; es kann schlechterdings überhaupt nichts mehr gegeben, gar geschenkt werden, – also auch der in der Rousseau-Marxlehre die unterirdische Hauptrolle spielende „Glücksanteil“ weder besorgt, noch je nur gesichert werden (passivisch!), da er schon jenem ganzen heimlichsten Vorurteil von einem Unveränderlich-Objektiven entsprang!

Was wird mithin *praktisch* für den Individualisten dieses Verstandes, im Sinne des „Einzigem“, daraus gewonnen? Zunächst ist er belehrt, und zwar nicht sophistisch, nicht uneingestanden-mißgünstig im Sinne irgendwelcher Bösewichte oder ihm „von Natur“ oppositionellen „Klassen“, daß da keinerlei „fixe“ Welt, keinerlei fremd-starre Objektivität überhaupt existiert, die wahres Individuum *außerhalb* seiner erblickt, sondern daß eins mit dem andern, in so wechselseitig-ewiger Durchdringung allein, ein Totaldasein vollführt, in dem jeder Akt der Person- oder Selbstfindung die Grenze gegen das nur scheinbar unüberwindliche, feindliche Draußen noch unaufhörlich beherrscht und bestimmt. Welche Aktivität und Aufforderung zum Schöpfertum, zur wie weit immer möglichen Selbstbefreiung vom „Objekt“, das doch als „diese“ – statt der vom *lebendigen* Geist allein erst jeweilig neuerschaffbaren – „Welt“ so leicht zur steinernen, aber lediglich *täuschenden* Maske des Autoritätsgötzen erstarrt. Warum tut sie das? Aus demselben Grunde, weshalb ihr „Stoff“, die „Materie“ geradezu synonym, schon tautologisch als das „träge“ Prinzip schlechthin, die trägt beharrende dort *erscheint*; *dieser* Individualismus will also das Geheimnis des Lebendigen wieder, und zwar eines *Gesamt-Lebendigen* („Einzigem“), Unteilbar-Organischen, Seelenbewegten, das große *Panta rhei* noch einmal lehren. Die Menschen mögen nicht *schlafen*; sie schlafen jedoch bereits

zu ihrem kostbarsten, wunderbergendsten „Teil“, wenn sie sich als bloße Einsen, Räder, Stifte, Maschinen sowohl selbst einschätzen, wie zu Berechnungen einer *nur* materialen, d. i. schon künstlich vom Totalindividuum abgespalteten „Produktion“ verwenden *lassen*. Sie dagegen schützen, es hindern, kann freilich im Grunde auch wieder kein *Fremder*; durch eigenste, inkommensurabelste *Leistungen* müssen sie dem vorbeugen, zuvorzukommen suchen, daß – Andere sie verwerten, als nur: *sie sich selbst*. „Verwerte dich!“ (Stirner.) Ist zu tiefer Schlaf indessen noch das Hauptkennzeichen der heutigen Menschheit, so wird man einem *so* gefaßten und erkannten Individualismus, mindestens wie auch hauptsächlich, die Rolle des *Weckenden* im eminentesten Grade zugestehen dürfen: „Weckt man in den Menschen die Idee der Freiheit, so werden die Freien sich auch unablässig immer wieder selbst befreien.“ Wäre es also sinnwidrig, zu solchem Ziel sich zu verbinden, vereinte Kräfte in einer somit ganz klar erkennbaren *Richtung* spielen zu lassen, – läge auch der eigentlich „materiale“ Druckpunkt des Hebels, des *Selbst*-Befreiungshebels, für Jeden wo anders? Als ob nicht immer und allgemein bloß *Form* das Einigende, Vereinende wäre, niemals ein sogenannter „Inhalt“, die immer bloß diffus und zerstreut zu denkende Materie! (Man vereinigt sich ja sonst wohl nach Handwerken, Berufen, Ständen, Wirtschaftsinteressen – als ob das Interesse an *Person*, und gar freier, absoluter Person, *kein* Interesse wäre...) „Aber“ – so hält der populäre Mißverstand gerade weiter mit Engstirnigkeit fest! – „sie bleiben doch einmal die Einzelnen, die Absonderlichen, gegen den Nächsten wie alles Nächste um sie her so empörend Gleichgültigen, diese ‚Individualisten‘ gegenüber den für einander und alle Welt stets brüderlich besorgten ‚Sozialen‘!“ Mit Verlaub, was haben wir gesehen? *Wer* überhaupt war denn von je, immer im gleichen Moment seines wesentlichen Lebens und Atemholens, auch welt- und sozietätschaffend, als einzig Individuum? Nur daß eben niemals von vornherein „die“ Welt, die eigentlich ja nie so fix und reibungslos schon existierende „Gemeinschaft“ oder „Gesamtheit“ einfach hingenommen, vielmehr aus dem innersten, persönlichsten Seelenzentrum heraus die schöpferische Auseinandersetzung, der Ausgleich mit ihr noch immerfort versucht, neu-lebendig von ihm gestaltet wird. Würden die gedankenlosen Nachplapperer alles Herdenwortsinns auch nur einen Moment lang sich klarmachen, daß nach der üblichen Vorstellung vom Individualisten hauptsächlich Einsamkeit und Absonderungslust, ja bis zum Sonderlingstum gehende Ungeselligkeit zu seinem Bilde gehören, – sie müßten sich wundern, warum man nicht zumal in vorsintflutlichen Troglodyten oder auf versprengten Höfen fern der Stadt wohnenden Bauern die *typischen* Individualisten zu erblicken bereit sei. Unbewußt hat da auch schon populäre Meinung ein Moment „Kultur“ mit ihnen zusammengedacht, – diese Kultur selbst bedeutet ja aber grade bei näherem Hinschauen den Willen zu einer besseren und tieferen Welteinheit, Welteinigung wieder, als sie der bloße Zufall garantieren könnte, das festere Ferment, das Menschen und ihre „Zeit“, d. h. einfach all ihr Tun und Leiden, *organisch*, von innen heraus, verknüpfen soll. So ist es der Individualist immer, der sogar vornehmlich und im höheren Grade Einigung, Vereintsein mit Allen ersehnt, auf alle mögliche Weise erstrebt; der nur die unklare „Verbrüderung“ auf Grund oberflächlichen Sinnenscheins und leerer Denkbegriffe ablehnt, weil sie das viel kompliziertere und irrationalere Leben vorzeitig fesselt. Denn nur Individualistenbünde hätten zum einzigen Zweck – wie wir dies gesehen, und so seltsam es klingt – *zugleich* die *Freiheit*; die Freiheit, die nun selbst, tiefer geschaut, kein einzelnes, gleichsam draußenbefindliches Ding oder Objekt mehr bedeutet, sondern gerade das innere Mehr-und-mehr-Freiwerden von aller *toten* Dinglichkeit und Objektivität, an der unser Ich unbeteiligt wäre, in sich schließt. Sieht man aber, daß diese Freiheit zuletzt nur wieder ein Produkt der – Erziehung werden kann? (so wie Max Stirners rebellische und „fluchwürdige“ Sätze, ganz zuletzt erst, in einer wundervollen, geradezu weltänderungsfähigen *Pädagogik*, – vergleiche auch sein „Unwahres Prinzip unserer Erziehung“ – gipfeln, *positiv* in sie einmünden!) *Der* Individualistenbund, den Verfasser dieses 1919 gründete, hat das Programm der „*personalistischen Erziehung*“ in die Debatte zur Wiedergesundungsmöglichkeit

der Zeit geworfen; von ihr darf hier hoffentlich ein anderes Mal noch die Rede sein.

Quelle: Der Kulturring. Veranstaltungs-Anzeiger, Nachrichtenblatt - Zeitschrift für jede Kulturarbeit. 2. Jg., Nummer 6, 15. März 1922, pp. 41/42, 47/48.

Mit freundlicher Genehmigung des Anselm Ruest Archivs Hartmut Geerken. D. H.

* * *

ANHANG

Max Stirner und das Humanitätsideal.

Zum 50. Todestag des Philosophen (25. Juni 1856 bis 1906).

Jene Philosophen sind zu allen Zeiten am meisten befehdet worden, welche den Menschen besonders liebgewordene Ideale kritisiert und erschüttert haben, zu denen erst ein jahrhundertlanges Ringen und Streben, ein sehnsüchtiges Suchen und ein hartnäckiger Kampf der Geschichte geführt hat. Die Mühe des Erringens hinterläßt oft dem Ideal seinen stärkeren Schimmer; die trockene Brotrinde kann doch des vergossenen Schweißes wegen für heilig, die zerfetzte Fahne als schwererrungenes Beutestück für höher gelten, denn die unversehrte. Und doch ruht gerade in den durch langwierigeren Kampf erstrittenen Idealen auch eine tiefe Gefahr. Sie sind es, die nachher am ehesten zum Ausruhen einladen; sie sind es aber auch, die im Anprall mit allzurauen Wirklichkeiten oft schon das Beste ihres Wesens eingebüßt, den Schmetterlingsstaub von den Flügeln gestreift haben. Denn sie sind es endlich auch meist, die – nur aus dem Kampf gegen einen Druck, eine Frohn erwachsen – von vornherein nicht das Tiefste und Freieste in ihr Wesen aufzunehmen vermochten; die seelische Depression der Gemüter gerade nach den lautesten und schwärmendsten Revolutionen bietet ein einfachstes Beispiel für die psychologische Tatsache. Man schwärmt und ist begeistert im Abschütteln der Sklavenketten; da diese nun aber am Boden liegen, fühlt man es instinktiv, daß man doch eigentlich vergessen habe, auch für einen neuen Inhalt *nach* der eroberten Freiheit zu sorgen, und wünscht sich fast die Zeit wieder, wo man gegen die Tyrannei wenigstens noch – eifern konnte!

Nichts war dem 18. Jahrhundert so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, als daß seine Ideale der Humanität und der Toleranz ungefähr das Höchste menschlicher Bildung und Aufklärung in sich enthielten, und daß von hier aus nur Frivolität oder ein im Innersten dunkelmännisch und reaktionär gesonnener Geist sich erkühnen könnte, noch höhere Stufen der Geistesfreiheit zu erklimmen. Beide Arten des Vorwurfs sind auf Max Stirner gefallen. Frivol vor allen Dingen wird er denen stets erscheinen, welche der Sprache der Leidenschaften auch da das Wort nicht verstatten wollen, wo sie der inneren Stimme der Empörung über die kleinlichen Lügen der Kulturwelt und die heuchlerischen Phrasen der Konvention die vollste Billigung nicht versagen; denen – die mit dem größten Idealisten, mit Schiller, sich nicht wie dieser bis zuletzt noch für die versucherische Größe eines Karl Mohr, den „das Verbrechen reizt, nur dieser Größe wegen“, begeistern können. Aber als Sprößling der Romantik, als finsterer Reaktionär und Dunkelmann konnte Stirner sehr leicht auch von denen hingestellt werden, die ihn über alle dem achtzehnten und auch noch dem neunzehnten Jahrhundert so teuer gewordene Ideale der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, der „allgemeinen“ Menschenliebe und des sogenannten „wahren“ Menschen hinausgelangen sahen. Ob nicht wirklich hier Möglichkeiten noch schlummerten, ob man sich vielleicht nicht wirklich allzusehr an fixe Vorstellungen vom Menschen und unserer Humanität gewöhnt hatte – das ist leider bis heute noch selten eingehend und vorurteilslos genug geprüft worden.

Gerade *Königsberg* hat heute wieder Grund, genannt zu werden. Der Gedenktag des Mannes, der durch das erschütternde Ende der Nietzschetragödie eine seltsame Auferstehung in deutschen, französischen und skandinavischen Ländern erlebte, steht noch ganz im Zusammenhang mit jener unermeßlichen Kulturarbeit, welche die Kant, Hamann, Kraus, Hippel, Herder, Schaff-

ner, Werner, Hoffmann (um der Späteren nicht zu gedenken) an unserem Volke verrichtet haben. Auch *Stirner* hat hier ein Jahr seines Studiums (1829) verlebt; und nach vielen Jahren noch spricht er von „der *Königsberger* Freimuth und Hochherzigkeit“, die „durch ganz Deutschland in allen biedereren Herzen widerklang“. Das war mit Bezug auf den Königsberger Huldigungstag von 1840; aber seine Zusammenhänge sind innerlicher. Damals, als die große Krise des Hegelianismus vor sich ging, als in Berlin seine Zersetzung durch Feuerbach, Bruno Bauer u. a. begonnen hatte, während an unserem Albertinum *Karl Rosenkranz* ihm in Königsberg eine Stätte bereitete – da hat der Jung-Hegelianer Stirner einen vorzeitigen schüchternen Angriff gegen Alt-Hegel gemacht, der tiefer in die reinen Motive seines Individualismus sehen läßt, als vielleicht sein ganzes Hauptwerk (drei Jahre darauf, 1845): „Der Einzige und sein Eigentum“. Er hat damals die seinen Lesern unseres Blattes gut bekannten „*Königsberger Skizzen*“ von *Rosenkranz* in der „*Rheinischen Zeitung*“ rezensiert, und, während er es an Anerkennung und Hochschätzung des geistvollen Althegeianers nicht fehlen läßt, damals zuerst doch auf jene Zukunft hingedeutet, die, wie er nun einmal glaubte, allein in der Entwicklung des deutschen Geistes liegen konnte. Seherisch und prophetisch wird sein Wort; er will nicht im Eklektizismus jener Zeit stecken bleiben. Und wie in Erinnerung an seinen einstigen Königsberger Aufenthalt, klingt *ostpreußische Naturpoesie* aus seinem einleitenden, erhabenen Vergleich: „Wohl sehen unsere Tage noch sehr eklektisch aus, doch sind sie es nicht mehr. Ein Bruch ist durch sie hindurchgegangen, wie über Nacht die Eisdecke des Haffs zerreißt, und ohne ihn zu kennen, wird mancher sorglose Wanderer beim dämmernden Morgen hineinstürzen, weil er von dem krachenden Donner der Nacht nichts vernommen hat und wähnt, er müsse von einem Bruche doch etwas wissen, da er noch vor kurzem dieselbe Straße hin- und hergezogen sei.“

Was aber ist es, das Stirner hier so dichterisch verkündet?

Daß er gleich darauf eine, wie er selbst sagt, „sehr unscheinbare“ Stelle des Buches von *Rosenkranz* heraushebt, um sie zu kritisieren, zeigt an, daß es ihm hier persönlich um etwas zu tun ist, daß es in ihm selbst gewaltig gährt, einen Gedanken loszuwerden, zu welchem die Gelegenheit – beinahe vom Zaun gebrochen wird. Wer das *Rosenkranz*sche Buch liest, sieht sofort, was auch Stirner keineswegs verkennt, daß es von humanem und liberalem Geiste getränkt ist, daß nirgends eine Gelegenheit außer acht gelassen wird, um das *Friderizianische* Ideal, „jeden nach seiner Fassung selig werden zu lassen“, eindringlich zu lehren. Warum ist nun Stirner, der Vorurteilslose, nicht zufrieden? Kann er mehr Vorurteilslosigkeit verlangen, als in diesem Buche zu finden ist? Er kann es, vielmehr er glaubt es zu können, und er – will es. Denn *Rosenkranz*, der überall die herrlichste Duldung predigt und auf das Sinnlose jeglichen Glaubenshasses hinweist, ihm läuft doch einmal die Stelle unter: „es gehört eben schon eine *festere* Christlichkeit dazu, um mich zu erinnern, daß Christus den Juden die Kreuzigung vergeben hat, vergeben mußte, weil sie nicht wußten, was sie taten“. Damit wollte *Rosenkranz* gleichsam entschuldigend andeuten, daß freilich das Volk nicht immer solchen höheren Standpunkt einzunehmen vermöge, wie er einzig erst aus dem tieferen Verständnis der Religion der Liebe sich ergeben könne.

Aber Stirner ist nicht zufrieden: das, sagt er, *ist* nicht festere Christlichkeit; sondern was *Rosenkranz* hier theoretisch vertrete, sei lediglich das Menschliche, das Humanitätsideal; was dagegen das instinktiv Christlichere sei, das lasse *Rosenkranz* selbst gleich darauf durchblicken, wo er sage: „der Pöbel vermeint wohl, sich darin christlich zu zeigen, wenn er es noch jetzt dem Juden nicht vergißt, was er einst getan.“ Die „festeren“ Christen, sagt Stirner, haben entschieden im Mittelalter gelebt, das aber zugleich, wie man weiß, von aller Milde und religiösen Duldung am fernsten gewesen ist. Die Kultur, der allgemeine Fortschritt im Bewußtsein der Menschheit habe diese selbst dann allmählich zu humaneren Anschauungen geführt, und zwar nicht bloß Christen, an denen sich der Satz von der Feindesliebe leider lange genug unwirksam erwiesen habe. „So entrückt man das einfach Menschliche von seinem Boden, um es in den christlichen Himmel zu verpflan-

zen, und so kommt man konsequenterweise wohl auch zu einer christlichen Philosophie.“ Daher nun findet Stirner in Rosenkranz jene Zwitterhaftigkeit des Humanitätsideals wieder, die, wie er bemerkt zu haben glaubt, demselben bis jetzt überhaupt noch angehangen hat. Der Humane, der Tolerante, wie er seit Lessings Tagen verstanden wird, ist leider noch kein ganz mit sich Einiger, kein Ungeteilter, kein Kampfloser; er kämpft noch immer mit sich selbst, seiner anderen instinktiven Natur: Er muß sich immer erst klar darüber werden, daß es die Instinkte, die ihn leider noch zum Hasse einladen, von einer höheren Warte des Geistes zu überwinden gilt; und gewiß überwindet sie der Humane, nur leider kommt er dadurch nie zur Selbständigkeit seiner Empfindungen, bleibt ihm das unbescheidene Gefühl eines Sieges noch immer innewohnen, als hätte er zunächst überhaupt ein Recht gehabt – zu verachten! „*Der freie Mensch*, von edlem Selbstgefühl durchdrungen, erwürgt dagegen diese Schlange schon in der Wiege.“ – sagt Stirner, natürlich mit einer Metapher. Aber was er will, ist klar und steht mit seiner Lehre des Individualismus schon im engsten Zusammenhang: wir sind alle noch viel zu historisch erzogen worden; wird ein Mensch, der überhaupt von vornherein nicht erst alle die überwundenen Kulturideale zu hören bekommt, die Standpunkte früherer Sitte und Moral erst durchzunehmen braucht, aus sich heraus nicht viel menschlicher und vorurteilsloser sich enthalten?

Das ist es, was Stirner an die Stelle des älteren Humanitätsideals setzen will: es soll uns persönlicher werden, inniger mit uns selber verschmelzen. Und hier ist schon die ganze Brücke zum „Einigen u. s. w.“: Feuerbach hatte gelehrt, die Religion entzweie den Menschen mit sich selber, und so will Stirner denn die Wege zeigen, wie das Ich mit seinen eigenen Stimmungen, Gefühlen, Idealen wieder fester zusammenwachsen, „individueller“ (= ungeteilter) werden könne. In welchem Verhältnis steht die Humanität zu Rosenkranz? Sicherlich, sagt Stirner, ist er „einer der humansten und liberalsten Menschen im gewöhnlichen Sinne des Wortes“. Und doch: „Die Humanität leitet ihn wohl auf allen seinen Wegen, allein sie ist nicht in ihm *persönlich* geworden, nicht die Idee, die sich zur Welt seines Selbstes ausbaute, sie ist nicht sein alleiniges Selbstbewußtsein, sein volles Ich, und hat darum keine andere Energie, als die, daß sie ihn *beherrscht*. Der Beherrschte kann es aber nicht lassen, daß er nicht zuweilen seine eigenen Capricen hinter dem Rücken des Herrn hätte: der Herr ist doch immer nicht Er selbst, und der Diener der Humanität bleibt – für sich ein Christ. Im Leben bestimmt seinen Willen der Herr, die Humanität, in seinem Kämmerlein bestimmt er sich selbst und ist – Christ. An Versuchen wird er es überdem nicht fehlen lassen, den Herrn zu seinem Glauben zu bekehren.“

Es ist gar nicht hoch genug anzuschlagen, zu welch ungleich tieferen Anschlüssen wir durch diese kurzen Bemerkungen auch über Stirners Hauptwerk gelangen, wo vieles im Gewande des paradoxen oder des leidenschaftlichen Angriffs überhaupt nicht mehr recht zu erkennen ist. Ein Fingerzeig mag hier genügen. Der Naturalismus als solcher überhaupt ist ja seinem tiefsten Grunde nach eine Toleranzreligion; viel konsequenter noch als Nietzsche zum Jenseits von „Gut und Böse“ ist denn auch Stirner auf den letzten Seiten seines „Einigen“ zum „Weder-gut-noch-böse“ gelangt: das „Jenseits“ nämlich besagt eine *Forderung*, das „Weder – noch“ aber lediglich ein jedesmaliges Geltenlassen. Wenn also Stirner auch zuweilen gegen die sittliche Weltordnung ausholt und sie auf den Kopf zu stellen droht – zuletzt läßt er gerade *sie*, wie er selbst andeutet, in viel tieferem Sinne bestehen, sofern sich nur ein wirkliches und wahres Ich, und nicht bloß ein lügnerisches und konventionelles, ihrer annimmt und sie verkörpert! Wogegen er aber unerbittlich kämpft, das ist überall die Zwitterhaftigkeit, die Unnatur – wo nämlich das Gute, das Wahre, das Ideale noch gar nicht des Menschen eigenste Natur geworden ist und er dennoch fortwährend den Schein derselben erheuchelt! Es nützt mir nichts, sagt Stirner zu den Menschen, daß ihr alle diese Begriffe des Sittlichen, des Guten, des Schönen, des Rechten und Uneigennütigen *habt*; wenn sie euch lediglich „beherrschen“ – so nenne ich das eben nicht Fleisch und Blut geworden sein. Habe ich aber nicht recht, zu verlangen, daß ihr mehr *eins* werdet mit den Begriffen, statt euch vor ihnen zu demütigen? Was würdet ihr tun, wenn einmal die Welt, die

Oeffentlichkeit nicht hinblickt? Ist es nicht besser, ihr handelt euer Leben lang nach eurer wahren und eigentlichen Natur und seid selbst *unvollkommener* – als: ihr verleugnet euch fortwährend, überwindet euch schmerzlich, ohne daß man doch je von Fall zu Fall sich auf euch verlassen und sicher sein kann, ob nicht euer betrogener Egoismus denn doch einmal fürchterlich zum Durchbruch gelangt?

Was aber hier auf alle Ideale angewandt erscheint, das hat Stirner selbst schon früher am Ideal der Humanität am herrlichsten durchblicken lassen: hier gibt es wirklich noch Zukünfte, hier liegen wirklich noch Brücken, die uns zu einer höheren und vor allem – „festeren“ Sittlichkeit zu führen imstande sind. [Daß sie aber gerade aus der Kritik an einem der Unseren erwachsen sind, soll uns *Königsbergern* am wenigsten die Freude verderben: Kritik ist nun einmal seit Kants Tagen unser eigener Stolz geblieben und nur durch Kritik konnte *Kant* selbst einmal die erstarrten Erdkrusten durchbrechen, welche auf der Moral bis zu *seinen* Zeiten gelastet hatten.]¹

¹ Dieser in der eckigen Klammer befindliche Text wurde von der Redaktion der Königsberger Hartungschen Zeitung nachgereicht, stammt also *nicht* von Anselm Ruest.

Quelle: Sonntagsbeilage der Königsberger Hartungschen Zeitung. Nr. 290. Sonntag, 24. Juni 1906.

Mit freundlicher Genehmigung des Anselm Ruest Archivs Hartmut Geerken. *D. H.*

* * *

Ueber Individualismus

„Wenn man sich in alle aus dem Begriffe der Individualität und des ihm zu Grunde liegende Principis folgende Konsequenzen vertieft und erkennt, daß ihm zu Folge jeder Mensch nicht bloß zu der Welt, sondern auch zu jedem Einzelobjekt der Welt und zu jeder Idee, die ein solches Einzelobjekt anregt, ein spezielles Verhältnis hat, so erstaunt man, daß bei soviel natürlicher Zwietracht doch noch so viel geschichtliche Eintracht möglich ist, als man wahrnimmt.“

Diese Hebbelsche Meditation, die sich in seinen Tagebüchern findet, läßt uns den individualistischen Gedanken selbst ein wenig vorsichtiger betrachten. In der Tat, der Geschichtsschreiber, der Naturforscher, der Sociologe, der Ethiker u. s. f. – sie alle kämen ohne den Gedanken der Gattung, einer „allgemeinen“ Menschheit, eines „Spezifisch-Menschlichen“ noch nicht einmal über die primitivsten stammelnden Erkenntnisversuche hinaus. Daher ist es auch so interessant und lehrreich zugleich, eine kleine Skizze individualistischen Strebens sich, wenn auch noch so roh, historisch vor Augen zu führen. Denn zusammenhängende Systemreihen bildet der Individualismus natürlich nicht; jeder Künstler, jeder Philosoph, ja, sagen wir einmal jeder Produktive, mag er im übrigen noch so unpersönliche, „uninteressierte“, oder selbst soziale Gedanken entwickeln, ist eo ipso Individualist durch und durch: er will, und sei er der Uneigennützigste, bemerkt, d. h. aber nichts als ausgesondert, von anderen unterschieden werden. Von diesem Individualismus wider Willen gleichsam spreche ich hier nicht; ich spreche von jenem, bei dem ich die ganz eigentümlichen Kennzeichen des Stutzigwerdens über die eigene Sonderexistenz herausfühle, und ich finde ihn im modernen Denken zuerst bei Pascal. Dieser Pascal ist von jungen Jahren an mit unschuldiger Sicherheit dem heißen Drang des Forschens und Sich Hervortunwollens gefolgt und hat als Jüngling bereits reichen Ruhm genossen; als er plötzlich zu bemerken glaubte, daß sein Ich, sein Unsterbliches, sein – Auszeichnendes dabei verloren ginge. Macht, Ehre, Ruhm (für die meisten bekanntlich Domäne des Individuellen) erschien ihm nun gerade als das Gewöhnliche, vom Instinkt der Gattung „Mensch“ Erstrebte; der Glaube, das Christentum allein als das Ich-Sondernde, jedes Ich über die wahre Bestimmung erst Aufklärende. Man begreift: dieses Pascalsche Christentum war Pascals ganz besondere, persönliche Leistung, in der er daher allein sein Ich erkannte; daß er, dieser helle glänzende Kopf, dieser Skeptiker im Wissen, dieser scharfsinnige Mathematiker und Physiker, *glauben* konnte, das war seine eminent individualistische Begabung. Und gestaunt würde er wohl haben, wenn er diesen Gedanken mit dem Glauben der Masse verglichen hätte! Nun schreibt er dem Christentum die ganze Erkenntnis zu: nur dieses allein überzeugt den

Menschen zugleich von seiner unendlichen Größe und seinem traurigen Elend! Das „traurige Elend“ hatte aber Pascal schon damals erfahren, als sein Scharfsinn sich noch mit gewissen unlöslichen Problemen vergeblich abmühte; und so bedeutete der Glaube jetzt recht eigentlich seine Erhebung, die Erhöhung des Ich wieder.

Es gab auch einen physischen Individualismus, möchte man sagen, den roheren Ausdruck natürlich nur eines kulturell schon recht verzärtelten, geistigen Empfindens: ich denke an Daniel Defoe, den Erfinder der Robinsonade. Daß ein – übrigens unbedeutender – Mensch in den heimischen Verhältnissen sich nicht mehr zurechtfindet, daß ihn Abenteuerlust in die Welt treibt, um in fremden Ländern sein Glück zu suchen, das deutet natürlich noch auf nichts besonders Differenziertes; daß er aber auf diese Weise auf eine einsame Insel verschlagen, von der menschlichen Gesellschaft abgeschnitten wird, um am eigenen Leibe gleichsam zu erfahren, wie unbesonnen, triebhaft und selbstverloren das Ich in seinen alltäglichen Verhältnissen sich benimmt, wie es unwillkürlich Personen und Dinge als gewisse festgestempelte Begriffe jederzeit zu behandeln pflegt, ohne sie geistig, individuell, nachzuerschaffen, – das läßt bei dem Dichter der Robinsonfigur auf ein seltsames originelles Icherlebnis schließen. Indem Robinson gezwungen ist, die ganze sonst wie selbstverständlich hingegenommene Kultur noch einmal persönlich zu ersinnen, wird aus dem leichtfertigen, mit allen Gedanken und Empfindungen schon fast maschinenmäßig reagierenden Europäer ein ernster, nachdenklicher, tief ergriffener Mensch, der sich seinen eigenen Kalender erschafft, Tagebuch führt und eine seinen Schicksalen angemessene fromme Religion sich zurechtzimmert. Vergleich man nun diese mit der im Mutterland geltenden, so sieht man freilich, daß der scheinbar so gänzlich Revolutionierte nicht allzufern von Konvention und Sitte doch wieder gelandet ist. Aber darauf kommt es nicht an: der Dichter hatte schließlich einen hübschen phantasievollen Stoff, und da mußte er dafür sorgen, daß die Empfindungswelt jenes isolierten Ich in Europa auch weiter – verstanden werde!

Uebersetzt den Robinson aus der „Aufklärung“ ins Empfindsame, aus der dichterischen Fabel aber ins Didaktische, und ihr habt den deutlichen Ahnherrn des Individualismus, ihr habt – Rousseau! Seht nur, wie rasch Emile sofort nach der Geburt aufs Land – seine Robinsoninsel – geschafft wird; der erste Tag schon im ungesunden sozialen Milieu könnte ihm schaden, könnte etwas an seiner Eigenart verkümmern. Und Emile entwickelt sich, in der Tat – beinahe ist man ein bißchen ängstlich um diese Entwicklung: wird wirklich etwas Menschliches dabei herauskommen, etwas Uebermenschliches, etwas Tierisches, etwas Göttliches? Aber man merkt es doch zu bald, daß er sein Lehrprogramm immer noch eher, als den „Emile“ hatte, und also, woher hatte er's denn? Aus der Beobachtung, aus der Erfahrung, aus der Sammlung reicher Menschenkenntnis, aus dem – „allgemeinen“ Menschen. Manchmal ja auch nicht: zum Beispiel da, wo er sichs mit Emile gar zu leicht macht und dessen Seele absolut kein Arg und Falsch von Natur zutraut. Aber trotz seiner klugen, geltenlassenden Erziehung, trotz des ausgesprochen individualistischen Programms –: die französische Revolution, die den Mannen Rousseaus opferte, hatte ganz recht, wenn sie in seinem Geiste die Losung Liberté Egalité Fraternité, eine echt soziale Losung, ausgab; Rousseau, der Individualist, meinte noch gar nicht den einzelnen bestimmten Menschen, er meinte „den“ Menschen, den allgemeinen Menschen! Und das ganze achtzehnte Jahrhundert meinte ihn nicht, die Humanitätslehrer meinten ihn nicht, und Kant und Fichte nicht! Wie konnte das geschehen, wie konnte man so seltsam abschweifen? Ist „Emile“ nicht aus der Gesellschaft heraus aufs Land geschafft worden?

Hier ist es, wo wir mit Hebbel stutzig werden: „wenn man sich in alle aus dem Begriff der Individualität ... folgende Konsequenzen vertieft, ... so erstaunt man, daß bei so viel natürlicher Zwietracht doch noch so viel geschichtliche Eintracht möglich ist ...“ Emile hatte bekanntlich seinen Hofmeister nicht vergessen; der Hofmeister war das achtzehnte Jahrhundert. Das neunzehnte Jahrhundert hat sich nun ehrlich bemüht, auch den Hofmeister fortzuschicken; aber die Frage ist eben, ob er nicht doch stets zur Hintertür einschlüpft, und nicht bei noch so reinlicher Scheidung der

Begriffe die realen Tatsachen selber zu einer Vereinfachung zwingen. Den persönlichen, bestimmten, individuellen Menschen hat schließlich das neunzehnte Jahrhundert herausarbeiten, bloßlegen, befreien wollen; aber man vergesse nicht: auch der zielbewußteste Individualismus meint schließlich – Menschen, er meint nicht Götter, nicht absolut unwägbar Größen!

Rousseau hat sich noch keineswegs „in alle aus dem Begriff der Individualität folgenden Konsequenzen vertieft“; das taten als echte Philosophen erst Schleiermacher, Stirner und Nietzsche. In den Schleiermacherschen „Monologen“ finden wir zum ersten Mal eingehender die Seligkeit geschildert, die dem Menschen daraus fließt, wenn er sich als „einzeln-gewolltes Wesen“ zu empfinden vermag. Mag das Universum in seiner Größe mich auch zu erdrücken scheinen, um Mich, diesen seinen notwendigen Bestandteil, kommt es doch nicht herum, und je höher das Einzelne also seine Ziele und Aufgaben zu spannen vermag, um so tiefer wird es seine Zuordnung und Notwendigkeit im Kosmos begreifen. Und Goethe spricht von „dem höchsten Glück der Erdenkinder“: Persönlichkeit! Schleiermacher und Goethe waren Metaphysiker; daher sieht man auch bei ihnen sogleich noch, woher die Eintracht stammt „bei so viel natürlicher Zwietracht“: so gewaltig sich auch das Einzel-Ich recken mag – dagegen, daß es überhaupt aus dem Zusammenhang der Erscheinungen gerät, den Kosmos gleichsam überragt, sind die Vorsichtsmaßregeln getroffen! – Und auch Nietzsche, in dem Anfang und Ende des Jahrhunderts sich die Hand gereicht haben, war vom Grund seines Herzens Metaphysiker, so schmerzlich er selbst dagegen ankämpfen mochte! Darum hat er in der „ewigen Wiederkunft des Gleichen“ den Gedanken der absolut irrationalen Individualität wieder gemildert, an einen mechanischen Ablauf des Weltgeschehens gedacht, an eine Konstanz der „Herde“ geglaubt: warum eigentlich? Besteht sie nicht aus Ichen? Und nur einer war im Jahrhundert, auf den Hebbel – hätte er Stirner gekannt – das Wort von dem „Erstaunen bei so viel natürlicher Zwietracht“ gemünzt haben könnte: und das war Max Stirner ...

Die Geschichte der Philosophie ist Stirner eigentlich zu großem Dank verpflichtet; genau wie sie es Berkeley ist, der das dem alltäglichen Bewußtsein auch recht unbequeme Bild von der „Welt als unserer Vorstellung“ zum ersten Mal geprägt hat. Gewöhnen wir uns einmal daran, das ewig wechselnde, ewig flutende Meer der Gedanken zu so starren, dogmatischen Götzen wie „Wahrheit“ und „Irrtum“ nicht in vorgefaßte Beziehungen zu bringen. Nehmen wir doch Gedanken wie Dinge als ein ewiges herrliches Farbenwechelspiel am Kleid des Unendlichen, das anders als mit unseren Sinnen aufzufassen uns erst wieder in einem Zustand innigerer Verschmelzung – vielleicht im Tode! – möglich sein wird. So viel aber ist sicher: da wir lebend dieses innigsten Zusammenhanges mit dem Kosmos uns nicht immer bewußt sind, ja: da eben unser aufgewachtes Bewußtsein ein absichtliches Zerfallen, eine absichtliche Entfremdung mit dem Ganzen der Welt zu bedeuten scheint, so können wir uns um so blinder, vertrauensseliger den Instinkten, die in jedem einzelnen wohnen und ihn sein Ich stets als eine Sache von Bedeutung empfinden lassen, gerade hingeben! Der unendliche Zusammenhang jedes Ich mit dem Kosmos dürfte wohl außer Zweifel sein; aber wir fühlen ihn nicht, mein Nachbar kann tieftraurig und erschüttert sein, während *mein* Herz jubelt und lacht, das Auge des A sieht im Augenblick andere Bilder als das Auge des B (obwohl *eine* Gefühls- und Empfindungssphäre sicherlich durch das Universum geht, und in manchen sogenannten „Uebertragungen“ sich auch äußert): habe ich nicht das Recht, mein gegenwärtiges individuelles Bewußtsein auf sich selber zu stellen, jedes Ich abgeschnitten *für sich* gelten zu lassen? Ein Spiel natürlich wie jedes andere: der eine nimmt das Ich als Teil eines Ganzen, das er aber nicht kennt; der andere nimmt jedes Ich als Ganzes, das er nun aber kennt – nämlich in seinen Bewußtseinsäußerungen; und so hat es Max Stirner genommen. Und darum hat, strenggenommen, nur er sich in „*alle* aus dem Begriffe der Individualität folgenden Konsequenzen vertieft“; er nennt das Ich „den sterblichen und vergänglichen *Schöpfer* seiner“. Nicht weil es so *ist*, sondern weil *wir* es nur so – *wissen*! Geht man nun mit anderen Voraussetzungen an Stirner heran, und will etwas über die Harmonie der Dinge wissen,

oder gar über den Schöpfer aller Dinge usw., so erfährt man nichts; denkt man aber daran, daß Stirner von jeglichem Ich als einem in der Gesamtheit der Erscheinungen „einzig“ spricht: so erfährt man ganz wertvolle Dinge. Hebbel war ja universal: der wundert sich am Ende doch, woher denn bei so viel Discrepanz noch „geschichtliche Eintracht“ kommen mag. Aber Stirner hat schließlich die Freude des Denkers: er denkt seine Gedanken theoretisch zu Ende, gleichgiltig, was um ihn her vorgeht.

Ich möchte wissen, mit welchen Voraussetzungen es schließlich stärker bestellt wäre; sehr viele haben nur für uns, weil wir es einmal so gewöhnt sind, die „größere“ Perspektive, die „erhabenere“ Auffassung, den „vorurteilsloseren“ Standpunkt, und wie man so sagt. Es ist ganz richtig: hätte Stirner nicht den Atheismus Feuerbachs für eine bewiesene Tatsache genommen, er hätte den Individualismus nicht *so* beweisen können, wie er ihn bewiesen hat. Aber ist denn der Theismus eine bewiesene Tatsache? Wäre ers – Stirner hätte nach anderen Gründen gesucht, hätte sie gefunden, und für den extremen Individualismus wäre er doch eingetreten. So etwas ist ganz unabhängig von den „logischen Beweisen“; und interessant kann immer nur sein, wie etwas in der Welt sich wohl verhalten würde, *wenn* dies oder jenes bewiesen wäre ... Dies Interesse aber erregt mir Stirner stets im höchsten Grade; er ging von Feuerbach aus, der die Religion eine „Entzweiung des Menschen mit sich selbst“ genannt hatte. Und Stirner sah sich genau an, was Feuerbach an die Stelle gesetzt hatte; aus den göttlichen Eigenschaften waren nun lauter menschliche geworden, nach denen der Einzelne, um ein Ideal „der Mensch“ zu realisieren, unermüdlich streben sollte. Es war der allgemeine Mensch des achtzehnten Jahrhunderts! Nein, sagt Stirner, der bin ich nicht; ich bin dieser bestimmte persönliche, individuelle Mensch, und hat mich das theologische Ideal Jahrtausende fruchtlosen Ringens gekostet – das Ideal „der Mensch“ soll es mich nicht wieder kosten! Ich selbst (und jeder Einzelne) bin jeder Zeit des Menschen Erscheinung sowohl wie auch sein tieferes und tiefstes Wesen; ich habe nicht Lust, mich nochmals zu entzweien – einem Phantom nachzujagen.

Und so hat er sich selbst von allen Idealen absolviert, und ist auf diese Weise dann auch zu seinen Negationen gekommen, um das Ich von jeder „allgemeinen“ Bestimmung zu befreien: wohlgemerkt – von jeder allgemeinen! Damit gehört aber die typisch-individuelle nicht auf: und Stirner, der rastlose Ideenbekämpfer, hat sich selbst doch in den Dienst der ihm am höchsten und gewaltigsten erscheinenden Idee gestellt – der der Individualität! Und wenn Du, und X, und Y zufällig finden sollten, daß Eure individuellen Iche sich am tiefsten in einer dem Schillerschen Idealismus nahestehenden Gedankenwelt erfüllen und „ausleben“ würden: Stirner, der „Empörer“, der „Anarchist“ – er hat es nicht verwehrt, nein, gutgeheißen! Er will nur, daß Du – Du selbst seist!

Und damit hat Stirner schließlich das Hebbelsche Erstaunen erklären helfen. Das individualistische Prinzip, um dem Menschen über seine Unselbständigkeit, seinen Autoritätsglauben, seine suggerierten Empfindungen auch nur die Augen zu öffnen, beginnt mit flammendem Protest, mit Zwietracht und eindringlichem Appell an Deine Einzigkeit; aber der, der Dich aufrüttelt und Dir Dein Ich wieder in die Hände gibt, ist schließlich wie Du ein Mensch – mit Deiner Sprache, Deinen Leidenschaften und Deinen Empfindungen! Und dies ist das Geheimnis, weshalb bei so viel „natürlichem Zwiespalt“ doch auch wieder „geschichtliche Eintracht“ ist; derselbe Grund, weshalb auch der „gottlose“, „umstürzlerische“ Stirner im tiefsten Kern – ein Idealist aus Schleiermachers Schule geblieben ...

Quelle: Der Demokrat. (Hrsg. v. Franz Pfemfert) 2. Jg. Beilage zu Nr. 42. Mittwoch, 12. Oktober 1910. Mit freundlicher Genehmigung des Anselm Ruest Archivs Hartmut Geerken. D. H.

* * *

Hebbel und Stirner

Ein Blatt zur Geschichte des Individualismus.

Wie Baco anscheinend an Shakespeare, Kant an Goethe, so sind auch Hebbel und Stirner ahnungslos aneinander vorbeigegangen: echte Zeitgenossen, Propheten einer Idee, dieser der Philosoph des Ich, jener der Verkünder des starken Individuums im Drama.

„Wenn man sich in alle aus dem Begriffe der Individualität und des ihm zugrunde liegenden Prinzips folgende Konsequenzen vertieft und erkennt, daß ihm zufolge jeder Mensch nicht bloß zu der Welt, sondern auch zu jedem Einzelobjekt der Welt und zu jeder Idee, die ein solches Einzelobjekt anregt, ein spezielles Verhältnis hat, so erstaunt man, daß bei soviel natürlichere Zwietracht doch noch soviel geschichtliche Eintracht möglich ist, als man wahrnimmt.“

Diese Hebbelsche Meditation findet sich in seinen Tagebüchern, und sie läßt uns sogleich den individualistischen Gedanken selbst etwas vorsichtiger betrachten. In der Tat, der Geschichtsschreiber, der Naturforscher, der Soziologe, der Ethiker u. s. f., sie alle kämen ohne den Gedanken der Gattung, einer „allgemeinen“ Menschheit, eines Spezifisch-Menschlichen noch nicht einmal über die primitivsten stammelnden Erkenntnisversuche hinaus. Daher ist es auch so interessant und lehrreich zugleich, eine kleine Skizze individualistischen Strebens, wenn auch noch so roh, sich historisch vor Augen zu führen. Denn zusammenhängende Systemreihen bildet der Individualismus natürlich nicht. Jeder Künstler, jeder Philosoph, ja überhaupt jeder Produktive, mag er im übrigen noch so unpersönliche, uninteressierte oder selbst soziale Gedanken entwickeln, ist eo ipso Individualist durch und durch; er will, und sei er der Uneigennützigste, bemerkt d. h. aber nicht als ausgesondert, von anderen unterschieden werden. Von diesem Individualismus wider Willen gleichsam spreche ich hier nicht; ich spreche von jenem, bei dem ich die ganz eigentümlichen Kennzeichen des Stutzigwerdens über die eigene Sonderexistenz herausfühle, und ich finde ihn im modernen Denken zuerst bei Pascal. Dieser Pascal ist von jungen Jahren an mit unschuldiger Sicherheit dem heißen Drang des Forschens und sich Hervortunwollens gefolgt, und hat als Jüngling bereits reichen Ruhm genossen; als er plötzlich zu bemerken glaubte, daß sein Ich, sein Unsterbliches, sein – Auszeichnendes, dabei verloren ginge. Macht, Ehre, Ruhm, für die meisten bekanntlich Domäne des Individuellen, erschien ihn nun gerade als das Gewöhnliche, vom Instinkt der Gattung Mensch Erstrebte, der Glaube, das Christentum allein, als das Ich-Sondernde, jedes Ich über die wahre Bestimmung erst Aufklärende. Man begreift: dieses Pascalsche Christentum war Pascals ganz besondere persönliche Leistung, in der er deshalb allein sein Ich erkannte. Daß er, dieser neue, glänzende Kopf, dieser Skeptiker im Wissen, dieser scharfsinnige Mathematiker und Physiker, glauben konnte, das war seine eminent individualistische Begabung, und gestaunt würde er wohl haben, wenn er *diesen* Glauben mit dem Glauben der Masse verglichen hätte! Nun schreibt er dem Christentum die ganze Erkenntnis zu: nur dieses allein überzeuge den Menschen zugleich von seiner unendlichen Größe und seinem „traurigen Elend“. Das traurige Elend hatte aber Pascal schon damals erfahren, als sein Scharfsinn sich noch mit gewissen unlöslichen Problemen vergeblich abmühte, und so bedeutete der Glaube jetzt recht eigentlich seine Erhebung, die Erhöhung des Ich wieder.

Es gab auch einen *physischen* Individualismus, möchte man sagen, den roheren Ausdruck natürlich nur eines kulturell schon recht verzärtelten geistigen Empfindens. Ich denke an *Daniel Defoe*, den Erfinder der Robinsonade. Das ein – übrigens unbedeutender – Mensch sich nicht mehr in den heimischen Verhältnissen zurechtfindet, daß ihn Abenteuerlust in die Weite treibt, um in fremden Ländern sein Glück zu suchen, das bedeutet natürlich noch auf nichts besonders Differenziertes. Daß er aber auf diese Weise auf eine einsame Insel verschlagen, von der alltäglichen Gesellschaft abgeschnitten wird, um am eigenen Leibe zu erfahren, wie unbesonnen, triebhaft und selbstverloren das Ich in seinen gewohnten Verhältnissen sich benimmt, wie es unwillkürlich Personen und Dinge jederzeit als festgestempelte Begriffe zu behandeln pflegt, ohne sie innerlich, individuell, nachzuerschaffen, das läßt bei dem Dichter der Robinsonfigur auf

ein seltsames, originelles Icherlebnis schließen. Indem nun Robinson gezwungen ist, die ganze, schon wie selbstverständlich hingegenommene Kultur noch einmal persönlich zu ersinnen, wird aus dem leichtfertigen, mit allen Gedanken und Empfindungen längst maschinenmäßig reagierenden Europäer ein ernster, nachdenklicher, tiefergriffener Mensch; der sich seinen eigenen Kalender schreibt, Tagebuch führt und eine neue, seinen Schicksalen angemessene fromme Religion sich zurechtzimmert. Vergleicht man nun diese nähere mir der im Mutterland geltenden, so sieht man freilich bald, daß der scheinbar gänzlich Revolutionierte doch wieder nicht allzu fern von Konvention und Sitte gelandet ist. Aber darauf kommt es nicht an, der Dichter hatte schließlich einen hübschen phantastischen Stoff, und so mußte er dafür sorgen, daß die Empfindungswelt jenes isolierten Ich in Europa auch weiterverstanden werde!

Uebersetzt den Robinson aus der Aufklärung ins Empfindsame, aus der dichterischen Fabel aber ins Didaktische, und ihr habt deutlich den Ahnherrn des genaueren Individualismus, ihr habt – Rousseau! Seht nur, wie rasch nach der Geburt Emile aufs Land, seine „Robinsoninsel“, geschafft wird, der erste Tag schon im ungesunden sozialen Milieu könnte ihm schaden, könnte etwas an seiner Eigenart verkümmern. Und Emile entwickelt sich; in der Tat – beinahe ist man ein bißchen ängstlich um diese Entwicklung: wird wirklich etwas Menschliches dabei herauskommen, etwas Uebermenschliches, etwas Tierisches, etwas Göttliches? Aber man merkt es doch bald, daß Rousseau sein Lehrprogramm immer noch eher als den Emile hatte, woher hatte er es also? Aus der Beobachtung, aus der Erfahrung, aus der Sammlung reicher Menschenkenntnis, mit einem Wort: vom „allgemeinen“ Menschen. Manchmal ja auch nicht: z. B. da, wo er sich mit Emile gart zu leicht macht und dessen Seele absolut kein Arg und Falsch von Natur zutraut. Aber trotz seiner klugen geltenlassenden Erziehung, trotz des ausgesprochen individualistischen Programms: die französische Revolution, die den Mannen Rousseaus opferte, hatte ganz recht, wenn sie in seinem Geiste die Losung Liberté, Egalité, Fraternité – das ist doch eine echt *soziale* Losung – ausgab. Rousseau, der Individualist, meinte noch gar nicht den einzelnen bestimmten Menschen, er meinte „den“ Menschen, den allgemeinen Menschen. Und das ganze 18. Jahrhundert meinte ihn nicht, die Humanitätslehrer meinten ihn nicht, und auch Kant und Fichte nicht! Wie konnte das geschehen, wie konnte man so seltsam abschweifen? Ist Emile nicht aus der Gesellschaft heraus aufs Land geschafft worden?

Hier ist es, wo wir mit Hebbel stutzig werden: „wenn man sich in alle aus dem Begriff der Individualität folgende Konsequenzen vertieft, so erstaunt man, daß bei so viel natürlicher Zwietracht doch noch so viel geschichtliche Eintracht möglich ist.“ Emile hatte bekanntlich seinen Hofmeister nicht vergessen; der Hofmeister war das 18. Jahrhundert. Das 19. Jahrhundert hat sich nun ehrlich bemüht, auch den Hofmeister fortzuschicken, aber die Frage ist eben, ob er nicht doch stets zur Hintertür wieder einschlüpft, ob bei noch so reinlicher Scheidung der Begriffe die realen Tatsachen selbst nicht zu einer Vereinfachung zwingen. Den persönlichen, bestimmten, individuellen Menschen hat schließlich das 19. Jahrhundert herausarbeiten, befreien wollen; aber man vergesse nicht: auch der zielbewußteste Individualismus meint schließlich – *Menschen*, er meint nicht Götter, nicht absolut unwägbare Größen!

Rousseau hatt sich noch keineswegs, in alle aus dem Begriff der Individualität folgenden Konsequenzen vertieft, das taten als echte Philosophen erst Schleiermacher, Stirner und Nietzsche. In den Schleiermacherschen Monologen finden wir zum ersten Mal eingehender die Seligkeit geschildert, die dem Menschen daraus fließt, wenn er sich als „*einzel-gewolltes Wesen*“ zu empfinden vermag. Mag das Universum mich auch in seiner Größe zu erdrücken scheinen, um Mich, diesen seinen notwendigen Bestandteil, kommt es doch nicht herum! Und je höher das Einzelne also seine Ziele und Aufgaben zu spannen vermag, um so tiefer wird es seine Zuordnung und Notwendigkeit im Kosmos begreifen. Und Goethe spricht von dem „*höchsten Glück der Erdenkinder*“, Persönlichkeit! Schleiermacher und Goethe waren Metaphysiker; daher sieht man auch bei ihnen sogleich noch, woher die Eintracht stimmt, bei soviel „*natürlicher*

Zwietracht“: so gewaltig sich auch das Einzel-Ich recken mag, dagegen, daß es überhaupt aus dem Zusammenhang der Erscheinungen gerät, den Kosmos überragt, sind die Vorsichtsmaßregeln getroffen! – Und auch Nietzsche, in dem Anfang und Ende des Jahrhunderts sich die Hand gereicht haben, war von Grund seines Herzens Metaphysiker, so schmerzlich er selbst dagegen ankämpfen mochte! Darum hat er in der „ewigen Wiederkunft des Gleichen“ den Gedanken der absolut irrationalen Individualität wieder gemildert, an einen mechanischen Ablauf des Weltgeschehens gedacht, an seine Konstanz der „Herde“ geglaubt. Warum eigentlich? Besteht sie nicht aus Ichen? Und nur *einer* war im Jahrhundert, auf den Hebbel, hätte er diesen „Einzigsten“ gekannt, das Wort von dem „Erstaunen“ bei so viel „natürlicher Zwietracht“ gemünzt haben könnte: und das war Max Stirner.

Die Geschichte der Philosophie ist Stirner eigentlich zu großem Dank verpflichtet; genau wie sie es Berkeley ist, der das dem alltäglichen Bewußtsein auch recht unbequeme Bild von der Welt als unserer Vorstellung zum ersten Male geprägt hat. Gewöhnen wir uns einmal daran, das ewig flutende, ewig wechselnde Meer der Gedanken zu so starren dogmatischen Götzen wie „Wahrheit“ und „Irrtum“ nicht in vorgefaßte Beziehungen zu bringen. Nehmen wir doch Gedanken wie Dinge als ein ewiges, herrliches Farbenwechelspiel am Kleid des Unendlichen, das anders als mit unseren Sinnen aufzufassen uns erst wieder in einem Zustand innigerer Verschmelzung (vielleicht im Tode!) möglich sein wird. Der unendliche Zusammenhang jedes Ich mit dem Kosmos dürfte demnach zweifelhaft oder unzweifelhaft sein: jedenfalls *fühle* ich ihn nicht *unmittelbar*, mein Nachbar kann tieftraurig und erschüttert sein, während mein Herz jubelt und lacht, das Auge des A. sieht im Moment andere Bilder als das Auge des B.: habe ich nicht das Recht, mein gegenwärtiges individuelles Bewußtsein auf sich selber zu stellen, jedes Ich abgeschnitten *für sich* gelten zu lassen? Ein Spiel natürlich, wie jedes andere; der Eine nimmt das Ich als Teil eines Ganzen, das er aber nicht kennt, der andere nimmt jedes Ich als Ganzes, das er aber *kennt* – nämlich in seinen Bewußtseinsäußerungen. Und so hat es Max Stirner genommen, und darum hat streng genommen nur *er* sich in „alle aus dem Begriff der Individualität folgende Konsequenzen vertieft“. Er nennt das Ich den „sterblichen und vergänglichen Schöpfer Seiner“; nicht weil es so *ist*, sondern weil wir es nur so wissen! Geht man nun mit andren Voraussetzungen an Stirner heran und will etwas über die Harmonie der Dinge wissen, über den Schöpfer aller Dinge, oder dergleichen, so erfährt man nichts; denkt man aber daran, daß Stirner von jeglichem Ich als einem in der Gesamtheit der Erscheinungen einzigen spricht: so erfährt man ganz wertvolle Dinge. Hebbel war ja universal und dialektischer, schon als Dramatiker eben; aber Stirner hat schließlich die Freude des *Denkers*, er denkt seine Gedanken theoretisch zu Ende, gleichgültig, was praktisch um ihn her vorgeht.

Und so hat schließlich Stirner trotz aller berufenen Unfruchtbarkeit des Prinzips, das Hebbel-sche Erstaunen schon am tiefsten erklären helfen, er, der Zeitgenosse bereits, von dessen Existenz der Dichter wie gesagt vermutlich kaum eine Ahnung gehabt hat. Das individualistische Prinzip aber, um dem Menschen über seine Unselbständigkeit, seinen Autoritätsglauben, seine suggerierten Empfindungen auch nur die Augen zu öffnen, beginnt immer mit flammendem Protest, mit Zwietracht und eindringlichem Appell an Deine Einzigkeit; nur ist der, der dich aufrüttelt und dir dein Ich wieder in die Hände gibt, schließlich wieder wie du ein Mensch – mit *deiner* Sprache, *deinen* Leidenschaften und *deinen* Empfindungen! Und dies ist das Geheimnis, weshalb bei so viel „natürlichem Zwiespalt doch auch wieder geschichtliche Eintracht ist“, derselbe Grund, weshalb auch der „gottlose“, „umstürzlerische“ Stirner im tiefsten Kern ein Idealist aus Schleiermachers Schule geblieben ist ... Ein Idealist wie – Hebbel. Wie zukünftig und fruchtbar hätte eine Begegnung dieser zwei so edlen und verwandten Geister sein können!

Quelle: Literarische Beilage der Deutschen Montags-Zeitung, Nr. 14, Berlin, den 7. April 1913. IV. Jg.
Mit freundlicher Genehmigung des Anselm Ruest Archivs Hartmut Geerken. D. H.